

Arenz
Drei Erzählungen.

1852.

D.Lit.
1900
Rara

ULB Düsseldorf



+3001 961 01

Nicht ausleihbar

PAUL ADAM NACHFOLGER
KARL LION
KUNSTBUCHBINDEREI
DÜSSELDORF

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DUSSELDORF



Drei Erzählungen.

Eine

Weihnachtsgabe

für die

Bücheler'sche Arbeit- und Kleinkinderschule

zu

Düsseldorf.

Inhalt:

1. Die armen Kinder.
 2. Marianne.
 3. Ludolph Bachhuyzen.
-

Düsseldorf,

Buchdruckerei von Hermann Voss.

1852.

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Rara

D. Lit. 1900

11. S. 268

1.

Die armen Kinder.

Eine Geschichte aus dem wirklichen Leben.

Haben die Reichen, welchen an Nichts gebricht, welche alle Bedürfnisse befriedigt sehen und jedem eintretenden Mangel abhelfen können, wol einmal bedacht, was es heißt, ehrlich sein, wenn man arm ist? Haben Sie wol jemals recht begriffen, durch welche harten Kämpfe dieses einfache Wörtchen ehrlich manchmal von dem verdient wird, der nie genießt und immer entbehrt? Und doch wird ihm oft dieses Wort vor die Füße geworfen, wie ein einfältiger, kupferner Pfennig, woran man nicht den mindesten Werth knüpft; und doch wird das bejammernswerthe Gegentheil mit hartem Urtheile und lebenslänglicher Schande bestraft. Lebenslängliche Schande für eine Missethat, die vielleicht Nichts war, als ein Verstoß des Augenblickes, als eine Schwachheit der Zunge, als eine Minute der Verzweiflung, als ein Mißgriff, der durch die Macht der Bedürfnisse entstanden ist, und welche befriedigt sein wollte! . . . — Der Himmel behüte mich, daß ich hierdurch auch die kleinste Untugend zu beschönigen suchen wollte; — nur das will ich hiermit sagen: „Seid nachsichtig und liebevoll in Eurem Urtheile, die Ihr gesegnet seid mit Gottes Gaben! Ehret hoch den ehrlichen Mann, welcher Euch begegnet, ehret ihn als den Besitzer der Tugend, deren Besitz Euch durch die Verhältnisse leicht gemacht worden!“

Auf der breiten Stiege eines Hauses, welches im Außern gar nicht zeigte, was es im Innern barg, stand ein Mädchen, welches es erfahren sollte, wie schwer die Ausübung der Tugend sei, welche der Reiche, der wenig nachdenkt, nicht zu schätzen weiß. Sie konnte wol nicht älter, als sechszehn Jahre, und doch schien sie älter zu sein. Schon hatten Sorgen ihr zartes Antlitz gefurcht und gebleicht. Ja, schon hatte bittere Sorgen das sechs-zehnjährige Mädchen! Die Bekümmernisse der Armuth bringen den Menschen, wenn er auch noch so jung, zur frühen Reife; und diese hier, kenntet Ihr ihre welke Gesichtsfarbe, ihre scharfen Züge, o! Ihr sehet die Zeugen davon. Ein anderes Mädchen, welches neben ihr stand, und welches zu ihr aufschaute, als erwarte sie Hülfe von ihr, bewies, daß es auch den Bekümmernissen der Armuth unterworfen war.

Die armen Kinder waren zu der großen Entbehrung gekommen, welche sich nicht mehr schämt. Was sie noch von Kleidung besaßen, bewies, daß sie an Nichts, als an Bedeckung gedacht hatten; daß sie ganz gleichgültig geworden waren gegen ihre Kleidung; und doch hatte das ältere ein Köpschen, welches gefällig und blühend gewesen sein würde, wenn ein kleiner Theil des Glücks ihr zugefallen und sie aufgerichtet hätte; und sie hatte einen Wuch, welcher sich unter Seide oder leichtem Stoffe angenehm und vortheilhaft hervorgethan haben würde. Es war ihr auch anzusehen, daß sie nicht zum erstenmale da standen vor der Thüre der Mitleidigen, ein Almosen aus ihrer Hand erwartend. Sie, die ältere, erhöhet selbst nicht mehr, wenn sie ihre Hand ausstrecken soll nach der Gabe. Sie weiß, daß ihre fünf jüngeren Geschwister für ihren Unterhalt allein noch Etwas von ihrer Unbefangenheit zu erwarten haben? Aber eine Sorge hat sie: „Wird eine Gabe erfolgen, wenn die Thüre geöffnet wird?“ Es ist für heute ihre letzte Zuflucht. Das Städtchen ist klein, und außer ihr gibt es noch viele Arme, welche auf die Güte Anderer Anspruch machen; und bei Jedem, welcher geben konnte und wollte, hat sie bereits ihre Merkte gehalten, und an dieses Haus kommt sie seit gestern schon zum zweiten Male! Und sie kennt die Langmuth der Menschen gegen ihres Gleichen! O, bange muß ihr das Herz geklopft haben, vor der verschlossenen Thüre! Was wird es sein, wenn sie sich öffnet? Ein freundliches Wort und ein Pennig, der ihr wieder hilft in ihrer Noth; oder ein kalter Blick, ein harter Verweis und das todtte Wort: „Für dieses Mal gehet vorbei!“

„O, wer Ihr auch sein möget, saget nicht so leicht: „Für dieses Mal gehet vorbei!“ Könnet Ihr es wissen, welchen Kummer Ihr vergrößert, und welches Maas von Verzweiflung Ihr vollmisset, und wie ängstlich sich ein Blick nach Eurer Stirne richtet, um zu sehen, ob sie gerunzelt ist, und nach Eurer Hand, ob sie sich öffnet! Es ist so; der bettelnde Arme ist oft ein Abscheu erweckender Gegenstand, dem wir uns nähern müssen; er ist oft ein Undankbarer, den wir uns verpflichtet haben, oder ein Un-

würdiger, den wir von uns stoßen; aber, o! wenn Ihr unter sieben Unwürdigen eine einzige Lorchchen verfließet!... Ja, eine Lorchchen; dies war das ältere Mädchen.

„Schon wieder geklingelt?... Es hat heute die Klingel noch nicht stille gestanden!“ brummte ein alter Bediente in Ivree, welcher die Thüre öffnete, auf welche Lorchchen mit so viel Furcht und Hoffnung hingestarrt hatte.

— „Heute geben wir Nichts,“ sagte er in einem Athem, auf ihre Frage und schlug dabei die Thüre wieder zu. Der Mann war ärgerlich; er sah Nichts als die vergebliche Mühe die Thüre zu öffnen, die von ihm verlangt wurde. Der Mann sah nicht das stehende Auge, welches Lorchchen zu ihm aufrichtete, nicht die zwei großen Thränen, die sich darin perlten, nicht die stille Verzweiflung, welche aus dem fröstelnden Achselzucken und aus der Krampfhaften Gile sprach, womit sie das jüngere Mädchen bei der Hand faßte, um wieder weiter zu gehen; und Niemand sah es auch in dieser stillen, vollleeren Straße, welches Weh dieses arme Geschöpf mit sich trug; denn die Bürger waren alle ruhig an der Arbeit, oder fröhlich bei Spiel und Kurzweil, und arbeiteten oder scherzten dem Abendbrod entgegen, welches ihrer sicher wartete und wonach sie nicht mal mit Ghlust verlangten.

Dennoch war Lorchchens Weh beobachtet worden, aber von Dem, der Alles sieht und beobachtet, und der sie prüfen sollte.

— „Was war da, Konrad?“ fragte eine junge Dame von angenehmem Ausßern und in einer gefälligen Abendtoilette, indem sie an der Hand eines jungen Herrn die Treppe hinunterstieg; „Was war da,“ fragte sie den alten Diener, der noch brummend durch den Marmorgang schritt.

— „Es waren die Kinder von Hülfsmann, welche bettelten, Fräulein.“

— „Und habt Ihr sie denn nur so weggehen lassen?“ fragte sie dann mit Interesse.

— „Sollte ich nicht?... Sie sind gestern auch hier gewesen und ich habe ihnen da gegeben, und heute sind sie schon wieder hier; je mehr sie bekommen, je mehr sie verlangen; ihnen ist nicht zu helfen, oder man müßte sie alle sechs unterhalten, denn der Vater hat sie verlassen, glaube ich.“

— „Konrad, Ihr seid hart! Aber Ihr sagtet: Da sie unversorgt seien, könnten sie mit einem Wenig Geld nicht viel thun.“ Ich will ihnen etwas Besseres schicken. Komm', packe Fleisch und Brod, und was da noch mehr ist, in ein Körbchen und thue eine Flasche Wein dazu! Laß' sie sich auch Etwas zu Gute thun und sich erquicken in unsern Brauttagen; ist das nicht gut so, mein Gustav?“ fügte sie, den jungen Mann ansehend, hinzu.

— „Marie, du bist ein Engel!“ war die Antwort.

— „Nein, warte, ich werde es selber thun“, sagte sie darauf, da sie sich vielleicht von dem mürrischen, unzufriedenen Blicke Konrad's keine reichliche Gabe für ihre Günstlinge versprach. Flugs eilte sie zur Seite, in die Küche, indem sie nicht daran dachte, wie leicht ein Kleidchen von Krep und Seide verderben ist durch einen einzigen Flecken. Aber um wie viel lustiger wird sie springen, wenn sie sicher weiß, daß die Armen ihr Theil erhalten haben.

— „Marie! darf ich Dir helfen?“ rief der junge Mann, indem er ihr freudig nacheilte.

In einem armfeligem Hüttchen eines elendigen, engen Gäßchens saßen die fünf Kinder beisammen, denen Lorchens Schwester und Mutter war; Lorchens ihre Pflegerin, sie die selber fast noch ein Kind war! O, Ihr Begüterten, frische Luft und eine freie Aussicht habt Ihr vor den Armen voraus; sei der doch dankbar, der sich bevorzugt sieht; denn Armuth und Reichthum, kommen sie nicht aus derselben Hand?

Lorchens saß da in einer tief gebückten Haltung, den Ellenbogen auf den Schooß gestützt, schweigend und trauernd. Zu ihren Füßen kauerten die beiden kleinsten Knäbchen, die andern waren halb stille, halb mit einander im Hader. Sie hatten ja so wenig Grund, um frohes Muthes zu sein. Die Noth macht auch erbittert! Arme Kinder! Arme Kinder! Waisen waren weniger unverforgt, als sie. Der Waisenkinder hat sich die öffentliche Wohlthätigkeit angenommen. Aber für sie lebte noch ein Vater, und der Vater . . . nein, er hatte sie nicht verlassen, wie Konrad meinte; sondern der Vater war fern, weit von seinen Kindern, in einer andern Landschaft des Vaterlandes, wo ein großes Werk ausgeführt werden mußte. Er arbeitete rastlos, aber sein Lohn war gering; sein Streben war, mit Entbehrungen zu kämpfen, unaufhaltsam zu arbeiten, um von seinem Erwerbe am Ende des Herbstes seinen unglücklichen Kindern einen Nothpfennig für den Winter mitbringen zu können. Bis dahin aber mußten sie sich selber helfen. Der Vater war zu weit entfernt, als daß er ihnen zuweilen Etwas hätte schicken können.

Als ihre Mutter noch lebte, da war es anders. Die gute Frau hatte ihre Kinder immer um sich, und doch hatte ihre Sparsamkeit und ihr unermüdllicher Fleiß, der selbst noch Zeit fand, um für Andere zu arbeiten, einen Nothpfennig für den Winter zu erübrigen gewußt. Aber sie war nicht mehr; heftige Fieberanfalle hatten sie den Armen ihrer jammernden Kinder entrißen, welche den Tod sehen, ohne den Tod zu begreifen. Lorchens stand nun allein da, als die Versorgerin der fünf trauernden Kinder! Was sollte sie beginnen? Für sich selber hätte sie leicht eine Stelle als

Dienstmädchen in einem Hause gefunden, und dort mitgenießen können von dem Wohlstande der Bewohner. Aber die fünf Kleinen, welche sie um sich hatte, konnten diese sie entbehren? — Wäre es genug gewesen, wenn sie versorgt gewesen wäre? Nein, sie konnte und sie wollte sie nicht verlassen! Nein, dadurch daß sie ihre bittere Armuth theilte, wollte sie wenigstens dem zuvorkommen, daß sie nicht ganz verloren gingen und Hülfe bringen inmitten ihrer Hülflosigkeit. Der Mangel war nicht über sie gekommen; sie hatte es muthig angegriffen; sie hatte den Bettelsack auf den Rücken genommen und die Hand ausgestreckt, und bis heute hatte er sie noch vor dem Verhungern behütet.

Aber nun... nun sah sie traurig, hülfelos und niedergebeugt da; nun sah sie keinen Ausweg mehr, nirgends. Nein, niemals hatte die Sorge und die Unmöglichkeit, um sich nochmals zu retten, so schwer auf ihrer Brust gelastet.

Es wurde an der Hausthüre geklopft. Lorch springt erschreckt aus ihren gramvollen Gedanken auf. „D, guter Himmel, das wird Meister Winand sein“, rief sie, und die Stimme stockte ihr in der Brust.

Um zu begreifen, warum ihr das Erscheinen des Meisters Winand so schreckenerregend war, muß man wissen, daß er Eigenthümer dieses armen Obdaches war, unter welchem sie bisher ihr Elend getragen hatte; daß sie ferner für zwei Wochen die Hausmiethen schuldig war, und daß es heute der letzte Tag war, an welchem er ihnen die Wahl gelassen hatte, entweder die kleine Summe zu bezahlen, oder sich aus dieser letzten Zufluchtsstätte schimpflich vertreiben zu lassen. Und wenn die armen Kinder nun vertrieben worden, wer wird da diese beklagenswerthen Geschöpfe aufnehmen? Es blieb ihnen alsdann Nichts übrig, als umherstreichende Bettler zu werden, und dann — o wehe ihnen! Noth Menschen, welchen die Aufrechthaltung der Ordnung auf der Straße übertragen ist, werden sie aufgreifen und sie von einander trennen! Weggeführt wird man sie sehen nach einem Verbesserungs-hause, kalt, unbarmherzig wird man die älteren Kinder von den jüngeren trennen. Ja, sie werden dann vielleicht besser versorgt sein; aber wo blieb ihnen dann noch die Möglichkeit, sich wieder mit ihrem Vater, der sich mit blutendem Herzen hatte aus ihrer Mitte reißen müssen, zu vereinigen! Ach, die Kinder sind arm, bitter arm; aber so arm sind die Kinder niemals, daß sie ihren Vater nicht mehr lieben können.

Es hatte geklopft, und war es Winand, der gekommen, um die Entscheidung zu fragen, dann waren sie sicher verloren; denn Lorch hatte Nichts, Nichts um ihn zufrieden zu stellen, nicht mal mehr ein brauchbares Stück Möbel, welches er wol als Vergütung seiner Forderung genommen haben würde, wie er dies schon seit einiger Zeit gethan hatte.

Glärchen, die siebenjährige Schwester Lorchens, welche wir auf dem vergeblichen Gange, ein Almosen zu erhalten, mit Lorchens auf der breiten Stiege vor dem Hause gesehen haben, wo Konrad vor ihnen gefühllos die Thüre mit dem: „Heute geben wir Nichts“ wieder schloß, öffnete die Thüre. Man konnte nicht sogleich erkennen, wer eintrat. Draußen war Alles schon im Dämmerlichte, und in der Hütte war es schon Nacht; und Licht.... warum sollten sie das Licht nicht sparen, da sie Nichts zu thun hatten? Hatten sie vielleicht auch noch die Lampe, bei welcher ihre verstorbene Mutter so manchmal die Stunde der Mitternacht, ja oft den Anbruch des Tages unter ihren Arbeiten und Sorgen für die Kinder hatte anbrechen gesehen! Vielleicht ist es dieselbe Lampe, welche seit zwei Wochen des Abends in dem Verkaufswinkel des Meister Winand leuchtet, der Brod, Kaffee, Holz und Del in sehr kleinen Partien an die armen Leute seiner Nachbarschaft verkauft. —

Der Mann, welcher eintrat, war Meister Winand nicht.

— „Bin ich hier recht, bei den Kindern von Meister Hülsmann?“ ließ sich eine nicht unbekannte Stimme vernehmen. Es war der alte Diener Konrad, den wir kennen.

— „Zawohl, Herr!“ antwortete Lorchens zitternd.

— „Fräulein Marie Gersfers schickt Euch dieses hier; sie wünscht, daß Ihr Euch erquicken, fröhlich sein und ihrer und ihres Bräutigams gedenken sollt; denn Fräulein ist Braut.“

Hiermit setzte er ein Körbchen auf den Boden und entfernte sich, um dem unheimlichen Dunfel und der beengenden Luft des Winkels, der so klein und niedrig war und sechs Wesen barg, zu entgehen, ohne auf den Ausdruck des Dankes der so freudig überraschten Kinder zu hören.

Er verlor viel, obwol er glaubte Etwas zu gewinnen. — Wahrlich! Es war herrlich, die Freude zu sehen, das wonnige Gefühl, die Erwartung dessen, was es sein möchte, das ihnen die gute Dame geschickt! Nun aber mußte ein Licht herbeigeschafft werden. Aber woher das nehmen? Lorchens ging in einen Winkel unter der Treppe, welche zur Zeit, als das obere Stübchen noch bewohnt werden konnte, von einem alten Mütterchen bestiegen wurde, die aber ein anderes Obdach gesucht, um der Gefahr, welche die morsiche Treppe stündlich bot, zu entgehen. Hier in diesem Winkel suchte sie lange zwischen allerlei nutzlosen Gegenständen. Währenddem saßen die Kinder ruhig und in gespannter Erwartung in dem Stübchen und beteten vielleicht in der Stille für ihre Wohlthäterin. Lorchens kam wieder in die Mitte der Geweiffen und machte sogleich Feuer mit einem Zündhölzchen, welches sie von der Fensterbank nahm; hiermit zündete sie ein Stümpfschen Wachskerze an, welches sie klopfendes Herzens oben in den Hals einer Flasche stellte und Glärchen in die Hand gab, daß sie das Licht festhalte. Das Stümpfschen Wachslicht hatte sie beim Durchsuchen des Kehrichts, der

vor dem Hause eines reichen Herrn in einem Korbe sich befand, gefunden; sie hatte es aber nicht gebrauchen dürfen, um nicht Meister Winand, der sie immer belauerte, den falschen Glauben beizubringen, als ob sie doch noch einige Pfennige ausbringen könnte, um Licht zu kaufen, anstatt ihm die Pfennige zu geben.

Das Licht löste sogleich das Räthsel. Nun ging es an's Bewundern: die niedliche Form des Körbchens, das saubere Tüchlein, das es bedeckte, die frischen Früchte, welche ihnen entgegenlachten, die selten gekosteten Leckerbissen, das süße Backwerk, das herrliche weiße Brod, das gebratene Fleisch, wie sie solches nie zu sehen bekommen hatten, und endlich sogar Wein!

Die Kinder begriffen nicht, wie man für sie so viel Gutes übrig hatte haben können. Es ist nicht zu beschreiben, was sie alle fühlten, es ist nicht möglich zu schildern, wie sich die blassen Gesichter, worauf die Freude so selten ein Lächeln hervorgebracht hatte, so auf einmal vor Sonne und Freude färbten. Die Augen glänzten vor Lust und Begierde, vor Begierde, welche befriedigt sein wollte, und geschäftige Hände griffen nach dem, was Jedem am Besten entsprach.

O! zu ihrer Belohnung hätte Fräulein Maria hier gegenwärtig sein müssen! Vorchen hatte genug zu thun, um Ordnung zu halten und auszutheilen. Denn dieser allzugroße Uebergang vom Mangel zum Ueberflusse hätte ohne ihre Vorsorge leicht zum Nachtheile der Kinder geführt. Und nun waren sie fertig, nicht wahr, Ihr lieben, jungen Leser?

Nein, wahrlich nicht, das waren sie nicht! Eine Nacht schlafen zu gehen ohne Abendbrod, einen Morgen zu erwachen ohne Hoffnung auf ein Frühstück war kein so großer Jammer für Vorchen, daß dies ihre größte Sorge hätte sein können. Aber Winand und seine Drohungen hatte sie nicht vergessen. Man sah es ihr an, als sie das Körbchen sorgfältig durchsuchte, daß sie einen Schein von Hoffnung aufsteigen ließ, um eine Unterstützung an Geld darin zu finden. Denn das war es, was Noth that, Geld mußte sie haben, oder es war keine Rettung für sie. „Ach!“ seufzete sie, „hätte ich dem wohlthätigen Engel unsere Noth bekannt machen können, wer weiß, ob uns darin nicht geholfen worden wäre?“

Als nun das Körbchen geleert war, wird es die Beute der Kleinen, die damit spielen.

Mit einem Male riefen diese alle zugleich: „O, wie schön, wie schön! Vorchen sieh doch mal!“ Und sogleich brachten sie ihr ein Ohrgehänge, mit großen Edelsteinen zierlich besetzt. Dies hatte mit dem Ringlein an dem Flechtwerk des Körbchens festgeessen und das Mütteln und Rollen, welches die Kinder mit dem Körbchen vorgenommen, hatte es losgemacht.

— „Das ist etwas Kostbares, das muß einen großen Werth besitzen;“ seufzete Vorchen, beinahe erschreckt über den Fund.

— „Darf ich das ? Ich! Nein! Ich!“ riefen die Kinder.
 — „Bestimmt nicht, das kann uns nicht zugebracht sein,“ erwiderte die ältere Schwester, es in die Hand nehmend, „wäre dies für uns, wir hätten genug. . . .“

Jemand, der nun eintrat, hatte die Thüre, ohne anzuklopfen, und ohne alles Weitere, geöffnet; es war der gefürchtete Meister Winand.

— „So lustig, Kinder?“ sprach er, indem er die seltsame Gruppe erblickte, und auf die Erfrischungen zeigend, rief er: „D, das geht gut: Ist der Vater zurückgekommen? Ich bin hier, um mein Geld zu holen, da könnt Ihr mich jetzt gewiß bezahlen!“

— „Ach, lieber Meister Winand! Nein!“ begann Lorch, „wir haben nur drei Stüber, welche Ihr bekommen könnt.“

— „Spaserei, liebes Kind! Und dann muß Dein Mahl so eingerichtet sein, als müßtest Du Hochzeit halten!“

— „Es ist das gute Fräulein Gersers, welche uns dies geschickt hat, und wir haben daran wol Ueberfluß, aber kein Geld. Ich habe Nichts erbetteln können, und keine von den Nachbarnfrauen hatte heute Bestellungen zu machen, womit Clärchen zuweilen Etwas verdient. Lieber Meister Winand, habet für diesmal noch Geduld, nur allein noch für diese Woche und nehmt den Wein; er muß theuer sein; es ist doch wenigstens Etwas.“

— „Und was soll ich mit dem Weine thun? Ich habe ihn nicht nöthig, und es kommt Niemand zu mir in den Winkel, der so Etwas kaufen wollte. Und dann schon wieder die Woche auf's Neue begonnen, ohne zu bezahlen. Nein, liebes Kind, ich bin schon viel zu gut gewesen: Geld, oder Morgen früh zum Hause hinaus! Ich kann bessere Miethleute erhalten.“

— „Als wir hier einzogen, stand dieses Häuschen leer,“ erwiderte Lorch in vollster Ueberzeugung, daß nur verschämte Arme, so wie sie, von einer solchen Wohnung Besitz nehmen würden.

— „Und müßte es auch darnach immerfort unbewohnt bleiben,“ wiederholte er, lebhaft aufgeregert durch den Verweis, der in ihrem Ton lag, „Ihr bezahlt heute, jetzt, in diesem Augenblicke, in Geld oder Geldeswerth, oder Ihr räumt mir morgen das Haus, und darnach werden wir sehen, ob umherstreichende Bettler in unserer Stadt gebuldet werden, um die Leute anzuführen und. . . .“

— „Meister Winand,“ brach das Mädchen in Thränen los, Meister Winand! . . .“ sie konnte nicht weiter; und ihren Händen, welche sie unwillkürlich faltete, entfiel die kostbare Zierrath, welche sie bisher noch festgehalten hatte.

Sogleich fiel sein Blick darauf. Er bückte sich und nahm das Kleinod auf, und dasselbe mit funkelnden gierigen Augen besehend, rief er: „Wie kommst Du daran, Kind?“

— „Es lag in dem Körbchen, welches uns Fräulein schickte.“

— „So!“ erwiderte er in gelassenem Tone; und dann noch sanfter, als er je gewesen war: „Höre, liebes Kind! ich glaube, daß ich hart gegen Euch gewesen; das ist sonst meine Gewohnheit nicht; aber Du hattest mich auch böse gemacht; das ist nun wieder vorbei. Höre nun: Gib mir das Ohrgehänge und Du bezahlst damit die Hausmiete bis Dein Vater zurückkommt.“

— „Aber Meister Winand! Das gehört ja nicht mir“, sprach sie, erblickend bei dem ihr gestellten Anfinnen.

— „Sei nicht närrisch, Tochter! Das Fräulein hat ja Alles geschenkt, was in dem Körbchen ist!“

— „Ja; aber Nein das weiß ich besser; so was Kostbares schickt man armen Kindern nicht, wie wir sind. Wenn die Dame uns hätte helfen wollen, so hätte sie uns Geld geschickt. . . . Allein es kann zufällig in das Körbchen gekommen sein, und darum“

— „Lorchen“, fiel er ihr in die Rede, „Du hast Dich lange nach einem kleinen Handel von Obst und Gemüsen geseht; — dazu werde ich Dir verhelfen, wenn Du mir dieses überlässest, und obenrein werde ich Dir und Glärchen ein hübsches Kleidchen geben, damit Du dich sehen lassen kannst vor den Leuten. Wohlan denn, was dächst dir?“

— „Wie, Meister, solltet Ihr wollen?“ erwiderte sie, heftig erröthend; aber darauf ließ sie ihr Haupt sinken, als hätte sie sich schon einer bösen Handlung schuldig gemacht, und rief dann wieder laut: „Nein, nein! das thue ich nicht! Nein, das darf ich nicht!“ und krampfhaft entriß sie das Kleinod seiner Hand, als fürchtete sie, daß er sie zwingen würde.

— „Willst Du dann mehr?“ fragte er, darüber verwundert, daß sie nicht zustimme.

— „Mehr! O, es ist sehr viel, was Ihr mir anbietet, Alles, was ich nöthig habe; ich würde zufrieden sein!“

„Nun dann! Wofür scheust Du dich denn? Niemand wird es wissen. Geschehe es auch, daß man dies Stück dort mißte, wer würde an Dich denken? Und überdies ist es für die Leute ein kleiner Verlust und für Dich ein großer Vortheil.“

— „Meister! Um Gotteswillen! Bringet mich nicht mehr in Verwirrung. Wenn Ihr es wüßtet, . . . Ihr könnt es nicht wissen. . . nicht wissen wie . . . wie Ihr mich in Verführung führt!“

— „Was nicht, mein Kind? Ei, Albernheit mit Deiner Verführung! Du willst also nicht?“

— „Nein, ich will nicht!“ erwiderte sie mit Festigkeit, „und ich bitte Euch, bedrängt mich ferner nicht; denn sehet, es kostet mich viel, sehr viel, um diesen armen Kleinen... mehr kann ich nicht sagen...“ und sie ließ ihr Haupt auf die Brust sinken und mußte sich niederlegen, so zitterte und bebte sie.

— „Arme Menschen müßten weniger Gewissenhaftigkeit besitzen“, erwiderte der kalte, harte Mann, dessen übertäubtes Gewissen die reine Ehrlichkeit des Kindes nicht mal mehr begreifen wollte; und noch immer mehr glaubend an ihre Habsucht, als an ihre Ehrlichkeit, fügte er noch hinzu:

— „Ich warne Dich, biete es Andern nicht zum Kaufe an! Man könnte Dir's übel machen.“

— „O, ich?... ich bringe es morgen zurück.“

— „Gut, morgen; das wird dann sein, wenn Du mit diesen armen Schäfchen mein Haus verlassen hast.“

— „Wie, Ihr seid dann ohne alles Erbarmen?“

— „Wie Du ohne allen Verstand. Aber ich gebe Dir noch Zeit zu besserem Besinnen; morgen frühe vor zehn Uhr komme ich zurück, und wenn Du dich dann nicht zum Besten entschieden hast, o dann fürchte mich!“

Mit diesen Worten, in einem sehr drohenden Tone gesprochen, verließ er eiligst und aufgeregter das Haus; jedoch in der Hoffnung, daß sie durch ihre Verlegenheit und Furcht, wenn sie sich mit den weinenden Kindern allein befinden würde, seinem Willen nachgäbe. Schon hatte nämlich Glärchen das Schreckliche von dem, was ihnen bevorstand, begriffen, und schon zog sie ihre Schwester angstvoll bei der Hand, um sie zu veranlassen, zuzugehen. Und als die andern Kleinen Glärchen's Thränen, und Lorchers so sehr ergriffen und den fremden Mann so sehr heftig sahen, begriffen sie auch, daß ihrer etwas Trauriges warte.

Lorchers hatte nun Zeit zum Nachdenken, das will sagen, zur Verlängerung ihres Kampfes. Ihre Jugend sollte kein Erzeugniß des Augenblicks sein, welche eingebracht wird in einer Minute frommer Begeisterung und tugendhafter Ueberspannung. Ihre Ehrlichkeit sollte die Prüfung zu bestehen haben während einer ganzen Nacht; es mußte dies ein heftiger Kampf sein mit sich selber, der endigen mußte mit einem Siege oder einem tiefen Falle.

Und wahrlich! Die Versuchung war groß. Auf der einen Seite Schande, Noth und Elend für sich und die fünf hilflosen Kleinen, die zu ihren Füßen saßen, oder Verlust der Freiheit, die Verbesserungsanstalt, der Verbannungsort der Armen, welches Alles sie sich zu einem so abstoßenden Schreckbilde gestaltete, und dann Trennung von den Theuern; auf der andern Seite Ruhe, Sorgenlosigkeit wegen der kommenden Tage; Sicherheit für die, welchen der Tag von Morgen immer ein unsicheres Angstwort war; eine Erwerbungsquelle,

welche ihren Vorthail aufbringen würde, genug, um auf mäßige Weise für die Befriedigung der Bedürfnisse der Ihrigen sorgen zu können.

Welch ein Gedanke, es nicht mehr nöthig zu haben, von der Barmherzigkeit Anderer Almosen zu erblehen; sich nicht mehr fürchten zu brauchen vor dem unfreundlichen Blicke und dem beschämenden: „Kannst Du nicht arbeiten?“ und vor dem kalten: „Gehe vorbei!“ Mit einem Worte, alle ihre bescheidenen Wünsche erfüllt zu sehen, und zwischen allem Dem Nichts, als eine einzige Versündigung gegen die Ehrlichkeit, selbst nicht mal ein absichtlicher Verstoß; und endlich, wer sagte ihr, daß das Kleinod für sie nicht bestimmt gewesen? Die Arme hatte in diesem ihrem Kampfe alle die Einwürfe des falschen Winand vor der Seele, alle die Thränen, die ganze Noth der Ihrigen, den ganzen Drang ihres Herzens, alle drückenden Sorgen ihres Gefühls; alle Erniedrigungen und alle Beschämung des letzten Monates und die lächelnde Zukunft, welche ihr dies Vergehen eröffnete; und sie wußte nichts Anderes dagegen, als das Eine „daß es nämlich eine große Sünde in den Augen des heiligen Gottes, der es wissen müsse.“ Denn ihre verstorbene Mutter hatte ihr die Gottesfurcht eingeprägt und die Lehren der h. Schrift in's Herz geschrieben. Und ob schon man sie beim öffentlichen Gottesdienste nur selten erblickte, da sie sich nicht in ihre Lumpen gehüllt und barfuß, unter die Leute zu mischen wagte, sprach sie doch täglich, noch ehe man Menschen in den Straßen sah, ihr Gebet am Grabe ihrer Mutter, welches sich ganz nahe bei der Kapelle und am Fuße eines hohen, steinernen Kreuzes befand. Dort sah man sie auch wol mit Glärchen, wenn eine Anzahl Leute im Innern der Kapelle einer kirchlichen Handlung beiwohnte, andachtsvoll beten.

Auch heute hatte sie die armen Kleinen, welche unter ihrer Sorge standen, nicht auf das harte Strohlager gebettet, ohne sie ermahnt zu haben, die Kniee zu beugen und die Hände zu falten vor dem Einzigen, der zu helfen vermag, und der ihnen heute viel mehr geschickt hatte, als sie hatten erwarten dürfen.

Und als sie nun Alle da lagen und schliefen den Schummer der Unschuld, den ruhigen Schummer, der von Gott kommt, und Lorcheln sich allein wachend sah, da sie noch immer schwankte zwischen Tugend und Schuld, da bedachte sie, daß sie nie mehr so schlafen würde, wenn eine Makel ihrer Seele anleben würde; da bedachte sie, daß ihre Mutter es eine verabscheuungswürdige Sünde genannt habe, die Hände nach fremdem Eigenthum auszustrecken, daß sie ihr gesagt habe: „Du wirst Lage haben von Armuth, Mangel und Noth, vielleicht ohne Ausſicht auf Erhebung; aber was Dir auch vorkomme, was Du auch unternimmest, halte dich rein, ja selbst vor der kleinsten Unehrlichkeit; denn das ist mehr noch eine Missethat gegen Gott, als gegen die Menschen, und wer sich so zu helfen weiß, auf dem ruhet der Segen Gottes nicht.“

Und indem sie so die Worte ihrer Mutter wieder überdachte, und an die Thränen, mit welchen sie dies hatte angehört und versprochen, faßte sie einen festen und muthigen Entschluß und sie warf keinen Blick von Begierde oder Zweifel auf den reichen Schmuck, welcher verführerisch ihr entgegen glänzte, und sie barg ihn rasch in einem kleinen Schächtelchen, welches früher ein Schmuckstückchen enthielt, das ihr gehörte, und dann legte sie sich auch wieder zur Seite ihrer Schwester Glärchen nieder, und den Schlaf, den sie verdient, den sie nöthig hatte, den fand sie auch.

Niemand von Allen war so frühe in dem Hüttchen erwacht, als Lorchchen, und sie zögerte auch nicht lange, um das auszuführen, was sie so muthig zu thun beschloßen hatte; aber zugleich fiel ihr noch etwas ein. Sie will Glärchen Antheil nehmen lassen an den Verdiensten ihrer Handlung, und sie machte es ihr deutlich, was sie zu thun im Begriffe stand und warum sie das that; und das liebe Kind begriff so bald, daß es gut sein mußte, daß sie selber mitwollte und ihre Schwester noch aneiferte zur Eile; „denn“, sagte sie, „Meister Winand möchte kommen.“ —

Es war eben neun Uhr geschlagen, als man vor dem Hause, worin Fräulein von Gersers wohnte, zwei Kinder stehen sah. Sie schienen schon eine Zeit vor dem Hause gestanden und gewartet zu haben, denn sie zitterten sichtlich vor der Kälte des Morgens.

— „Siehe da! links geht das Fenster auf, es wird nun auch wol bald Zeit werden, wo wir klingeln dürfen“, sagte plötzlich eines derselben, als wenn es sich freute, nun bald den kalten Standpunkt vor dem Hause verlassen zu können.

— „Stille!“ erwiderte die andere, welche älter war, „ich höre Jemand durchs Haus gehen. — Pst!.... Ich höre sprechen....“ Und sogleich erhob sie sich, und ihre Hand fuhr unwillkürlich nach der Klingel. Sie klingelte nicht, um Etwas zu erbitten, dies sah man auf ihrem Antlitze; sie klingelte mit einer gewissen Dreistigkeit und siegreichen Miene. Warum? Das wissen wir uns sehr leicht zu beantworten, denn die beiden Kinder waren Lorchchen und Glärchen.

Es wurde geöffnet. Konrad kam hervor, und Lorchchen fragte mit eindringlichem Tone nach dem Fräulein.

— „Meint Ihr, daß Fräulein schon so frühe zu sprechen sei, und zumal von Euch?“ fragte der Diener.

— „Wann denn später?“ fragte sie ängstlich, denn sie fühlte, was die Zwischenzeit für sie sein würde.

— „Laß' mal sehen....nein diesen Morgen geht es nicht; Fräulein Marie erwartet Brautvisiten.... diesen Mittag.... auch nicht, sie fährt

aus . . . Ihr kommt gewiß, um für das Gefundene zu danken; wohlán, kommt denn zwischen sechs und sieben Uhr; ich glaube, daß Ihr dann zurecht kommen werdet."

— Zwischen sechs und sieben Uhr!" wiederholte Lorchén mit einem tiefen Seufzer, „nein, das kann nicht sein; nein, das ist unmöglich . . . dann . . . dann bin ich vielleicht nicht mehr hier", und die Thränen, welche nun gewaltsam in ihrem Auge hervorbrachen, rannen wie Thautropfen über ihre Wangen.

— „Nehmt denn das hier, und gebt es dem Fräulein; es lag in dem Körbchen; es ist sicherlich durch Zufall in dasselbe gerathen.“ Und schnell reichte sie ihm das Schächtelchen hin.

— „Vielleicht ist's das Ohrgehänge!" rief er. Schon haben wir Alles deshalb durchsucht; Fräulein vermißte es gestern Abend sogleich, als sie von der Partie kam; nun wird, Gott sei Dank, niemand unschuldig in Verdacht genommen werden; komm' mal wieder um, Kind! wahrlich, Du bist ein ehrliches Kind!"

Dies war so gut, als ein Abschied, denn man winkte ihr noch mal freundlich zu und schloß dann wieder die grausame Thür. Und mit dem kalten Lobe: „Du bist ehrlich!" mußte sie fortgehen. Mit der Münze, welche bei diesem Manne nicht mal so viel Werth zu haben schien, um ihm Hochachtung vor dem einzulösen, der sie besaß, wird der heftige, hart durchlebte Streit und das schwere Opfer bezahlt. Die lieben Unschuldigen hatten keinen bessern Lohn hoffen dürfen; traurig und schweigend gingen sie fort; sie hatten so gerne gewünscht, die liebe Dame doch noch selber zu sprechen, und sie wußten außerdem auch, was ihrer bei ihrer Zurückkunft in ihrem Hause erwarte. Aber so trostlos sollten sie doch nicht wegziehen, nach einer That, wie die ihrige war; nein, dafür war gesorgt.

Noch ermüdet von dem Balle und betrübt über den Verlust einer werthvollen, theuren Zierrath, saß Fräulein Marie auf dem sanften Polsterkissen, welches neben dem Fenster ihres Schlafzimmers stand, das sich im obern Stockwerke befand und nach der Straße gelegen war. Sie hatte die Kinder bemerkt, welche an der Klingel gezogen hatten, und vielleicht an das Körbchen und an das scherzhafte Mithelfen ihres Bräutigams, zurückdenkend, fiel ihr ein, ob es auch wohl möglich sein könnte und rasch eilte sie die Treppe hinunter; sie wollte die Kinder selber sprechen, und als Konrad ihr das geöffnete Schächtelchen entgegenhielt, da war auch ebenso hastig ihr Befehl: „Nuse die lieben Mädchen zurück!" —

Die beiden Kinder waren erst wenige Schritte gegangen, als sie sahen, daß man ihnen winkte, um zurückzukommen; Konrad selbst öffnete die Thüre

weit vor ihnen und Maria kam ihnen entgegen; sie nahm Lorchens beide Hände in die ihre und führte sie so in ein geräumiges und prächtiges Zimmer. Der Vater der Dame, der reiche Herr von Gersers kam auch hinzu. Alles klärte sich nun auf, und unter Thränen und Erörthen erzählte Lorch den ihr schreckliches Loos und ihren bitteren Streit, den sie gestern Abend bestanden.

Auch der alte Herr gab ihr die ganze Anerkennung der Ehrenhaftigkeit und Treue, wie ihr solche zukam, denn er kannte das menschliche Herz und wußte, was es dem schwachen Wesen gekostet haben müsse, um so zu triumphiren. Aber er war ein Menschenfreund und er sagte zu seiner Tochter: „Kann ich Dir wol ein besseres Brautfest bereiten, als dadurch, daß ich Dir diese Kinder, die so brav sind, zu versorgen übergebe?“ —

Ein besseres Häuschen, als das des herzlosen Meisters Winand, war bald ihre Wohnung. Lorch betrieb darin einen kleinen Handel, der sehr gut aufkam. — Sie hatte nun einen Handel mit Früchten und grünen Gemüsen als Lohn ihrer Ehrlichkeit, anstatt als Lohn der Sünde, wozu sie der böse Winand verleiten wollte. Sie war bald so bekannt und so beliebt, daß die Früchte nicht gut waren, wenn sie nicht gekauft worden waren bei der kleinen Lorch. Ihre übrigen kleinen Geschwister gehen ordentlich gekleidet zur Schule und haben bei den übrigen Schulkindern bald durch ihr gutes und freundliches Betragen vergessen gemacht, daß sie noch vor einiger Zeit arme Bettelkinder waren, deren Gemeinschaft man überall zu meiden suchte. Kam man bei mildem Wetter durch das Gäßchen, worin Lorch wohnte, so sah man vor dem Häuschen dieses guten Kindes auf einem Stuhle neben den Fruchtkörben einen kränklichen Mann sitzen, der nur einen Arm hatte; ein Knäbchen, sein jüngstes Kind, saß rittlings auf seinen Beinen und ergöhte ihn auf die mannichsachste Weise durch allerlei Sprünge und Späße. Die Nachbarn erzählten, daß der Mann seinen Arm bei einem großen Bauunternehmen verloren habe. Dieser Mann war der Vater Lorchens. Die armen Kinder hatten im Verfolge fortan eine Stütze an den edeln Freunden, welche sie sich durch ihre Tugendhaftigkeit erworben hatten.

Und Er, der sie geprüft, hart geprüft, hatte auch bewiesen, daß er helfen konnte!

Karl Arenz.

2.

M a r i a n n e .

„Wenn ich nur in der Lotterie etwas gewänne, dann sollte es schon besser mit uns geh'n!“ — verlegte Meister Dampmann, als seine geduldige Gehälftin ihm versicherte: sie könne den Haushalt mit dem Wenigen, was er von seinem täglichen Erwerb ihr abgab, nicht länger mehr bestreiten. — Allerdings waren die Zeiten hart und schlecht, allein man gibt den Zeiten oft gar zu viel und sich selbst zu wenig Schuld, dies war wenigstens bei Dampmann der Fall. Während Lenore seine Hausfrau sparsam, fleißig und genügsam war, blickte er selbst gar zu oft und zu tief ins Trinkglas, und von leeren Gläsern war er kein Freund. Um Geldvorrath für den Sonntag zu haben, arbeitete er zwar die ganze Woche hindurch aber auch tief in den Sonntag hinein, so daß die Kirche nicht selten dabei zu kurz kam, und wenn die fromme Hausfrau ihn darauf aufmerksam machte, erwiederte er manchmal ganz trotzig: „Die Arbeit geht vor.“ — Dagegen feierte er ganz gewissenhaft den sogenannten blauen Montag, man konnte aber nicht selten den folgenden Tag den schwarzen Dienstag nennen, weil dann gewöhnlich das Geld alle war. Die arme Marianne, seine Tochter, mußte dann mit der Mutter viel leiden, da wurde gebrummt, gezankt, und manchmal setzte es sogar einen harten Puff oder Stoß ab, und sie mußte bei manchen Kunden herumlaufen, und für gelieferte Arbeit den Leuten Geld abfordern, während sie sich oft verben Grobheiten aussetzte. Was ihre gute Seele aber noch weit mehr kränkte, war ihre arme Mutter, welche zwar mit frommer, christlicher Geduld die Nothheiten ihres mürrischen oder betrunkenen Mannes ertrug, allein die arme Frau merkte gar wohl, daß durch das Betragen ihres Mannes die Noth immer größer und die Arbeit immer

seltner wurde, da sich so manche Kunden zurückzogen. Die geduldige Lenore weinte deswegen so manche bittere Thräne, und schickte so manchen Stofseufzer zum lieben Gott hinauf, denn nur Er konnte helfen. Wie froh war sie aber, wenn ihr Mann wieder einmal ordentlich an der Arbeit saß, wenn er ein Paar Stiefel oder Schuhe fertig hatte, und wenn Marianne sie forttrug, und vielleicht dadurch wieder etwas Geld ins Haus kam.

So mußte sie auch einmal fertige Arbeit zur Frau von Wallpol tragen, die auf ihrem Gute anderthalb Stunden weit von der Stadt wohnte, und die, weil sie den Nothstand dieser Familie kannte, jede Arbeit gleich ausbezahlte. Sie ging aber noch aus einem andern Grunde gern dahin. Der Weg ging nämlich ins Gebirge, und das Schloß der Baronin lag auf einem hohen Felsen, und wenn sie dahin wollte, mußte sie durch einen dichten Gebirgswald. Hier wohnte noch ein frommer Einsiedler, genannt Fridolin, der von den Wohlthaten der Leute aus der Umgegend lebte. Marianne mußte an seiner einsam liegenden Hütte vorüber, wenn sie auf das Gut wollte, und wenn sie den ehrwürdigen Bruder begrüßte, erhielt sie zuweilen noch einem freundlichen „guten Tag!“ Birnen oder Äpfel, und heiter und froh sprang das genügsame Mädchen mit diesem einfachen Geschenk nach Hause, das sie gewöhnlich mit der Mutter noch theilte.

Sie eilte diesmal auf dem Hinweg und eben so auf dem Rückweg gar schnell an ihm vorüber; allein Fridolin rief sie zurück und fragte: „Ei! ei! wohin so eilig?“ — Das Mädchen stellte sich etwas beschämt vor den Waldbruder hin, der ihr ein Heiligenbildchen schenkte; er fand sie aber ungewöhnlich verändert. Ihr blaues Auge sah ihn nicht so unschuldig fromm und heiter an wie sonst, und Frühjinn lag auf ihrer Stirn. „Marianne,“ fragte der Einsiedler, „was ist dir? sei aufrichtig, und sage, was dich drückt?“ Nun gab sich das Mädchen an ein Erzählen, wie hart der Vater sei; wie er das Geld vertrinkt, statt der Mutter gibt; wie er sie oft hart behandelt, schimpft und sogar oft schlägt. „Was thut er denn dir?“ fragte Fridolin. „Ach, mir gehts nicht besser, allein an mir ist nicht viel gelegen, wenn nur die arme Mutter nicht so viel leiden mußte.“

„Es ist recht brav, daß du dein Leiden über das Leiden deiner armen Mutter vergessen kannst. Sag ihr aber, wenn ihr Kummer und ihr Leiden recht schwer wird, so gibt Fridolin ihr den Rath, sie möge in einer so harten Stunde an den lieben Heiland denken, denn Er hat noch weit mehr gelitten, und das macht geduldig und stark.“

Marianne dankte für die gute Lehre, erhielt von Fridolin den Segen, küßte dafür seine Hand, und eilte getröstet von dannen. Raun aber war das Geld im Hause, so gieng Abends schon ins Wirthshaus, und wie gewöhnlich ein Nebel nicht allein kommt, so stellte sich auch noch ein zweites Nebel ein, denn Meister Dampmann verlegte sich jetzt auch aufs Kartenspiel.

Anfangs ging's einigemal ganz glücklich, er brachte ein paarmal den Beutel voll Geld mit nach Hause; allein wie das Fähnlein auf dem Dache nicht immer guten Wind anzeigt, so drehte sich auch der Wind beim Kartenspiel. Dampmann verlor mehrmals bedeutend, und dennoch half alles nichts, wenn gleich Lenore ihn bat, das Spiel sein zu lassen, das keinen Segen bringt. Dampmanns guter Name und Credit verlor sich immer mehr, oft hatte er keine Arbeit und folglich auch kein Brod, und nun zeigten sich auch die Folgen der Trunksucht, er wurde aufs Krankenbett geworfen. Nun war Holland in Noth, wie das Sprichwort zu sagen pflegt. Der Mann krank, keine Arbeit, kein Geld im Hause, das war gar zu hart. Auch die Mutter wurde bettlägerig, und Marianne saß im hintersten Winkel und weinte. — Sie raffte sich endlich auf, tröstete die Mutter und — ging. — Ihren Weg richtete sie gerade zu Fridolin. „Schon wieder hier?“ fragte er, und Marianne schilderte die große Hausnoth, bat um Trost und Rath und um seine fromme Fürbitte bei Dem, der denen oft nahe ist, wo die Noth am größten. — „Hast du auch fleißig und andächtig gebetet?“ fragte Fridolin. — „D ja, und ich bete alle Tage, zuerst für den Vater, dann für die Mutter, dann für mich.“ — „Bist du gegen den kranken Vater nicht unwillig und unfreundlich geworden, wenn er auch schmolte?“ — „Nein, ich sitze oft an seinem Bette, wische ihm, wenn das Fieber kommt, den Schweiß von der Stirn, reiche ihm Gerstenwasser, das uns unsre Nachbarin geschickt hat und tröste ihn, daß er bald besser werde.“ — „Wie stehts mit deiner Mutter?“ — „Ja, sie ist mein größtes Leiden, denn die arme Frau leidet so unschuldig, und sie ist doch so geduldig, und möchte gern helfen, kann aber nicht. Ich bekam gestern von unserm Nachbar zwei große Pflümche geschenkt, davon wollte sie gar nichts nehmen, sondern nur der Vater und ich sollten sie verzehren, ich that es aber nicht anders, sie mußte meinen Theil verzehren, da sie so erschöpft war, denn ich hatte noch ein Stück Brod in der Tasche.“ —

„Nun gut, Marianne, du hast gethan, was du thun konntest, und das war brav. Gehe jetzt aufs Schloß zur Frau Baronin, ich habe schon mit ihr gesprochen und sag ihr: „Fridolin schickt mich her.“ —

Als das Mädchen sich anmelden ließ, wurde sie von einem Bedienten in das Wohnzimmer geführt, wo die Frau Baronin gerade mit einer Stickerie beschäftigt war. Schüchtern trat sie vor dieselbe hin, verneigte sich, und beantwortete gewissenhaft all die Fragen, die Frau von Walkpol an sie richtete. Letztere gab ihr den Rath, da ihr Vater, wie sie sagte, so bedenklich krank sei, und nach der Aussage des Arztes nicht lange mehr leben würde, darauf hinzuarbeiten, daß sie selbst etwas zu verdienen suche, um der armen Mutter unter die Arme zu greifen. Sie schlug ihr vor, eine Strick- und Nähsschule zu besuchen, die Kosten wolle sie schon tragen. Marianne dankte vielmals der guten Dame, und da sie auch das Mädchen mit Geld und

mit einem Korb von Lebensmitteln versorgte, so ging Marianne geküßt und getröstet nach Hause. Sie dankte dem lieben Gott recht innig für diese Unterstützung und sagte nachher zur Mutter: „Das haben wir nächst Gott dem frommen Fridolin zu danken.“

Frau von Wallpol war eine jener tiefführenden Seelen, die neben irdischer Wohlhabenheit auch zuweilen theilnehmende Blicke nach den Hütten der Armen und Nothleidenden richteten, Thränen trocknen und Wunden heilen. Sie hatte sorgfältige Erkundigung eingezo-gen und vernommen, daß die Noth bei dieser Familie recht groß sei, und daß Lenore durch die Schuld ihres Mannes ins Elend gerathen sei. Ausß Krankenlager hingestreckt sah er jetzt ein, daß er seine betrübte Lage durch seine Trink- und Spielsucht herbeigeführt habe, er sah ein, wie sehr er den lieben Gott und seine kirchlichen Pflichten vernachlässigt habe, bereute seinen Leichtsin-n von Herzen; allein der Gedanke, die Seinigen mit ins Elend gestürzt zu haben, lastete auf seiner Seele centnerschwer. Er unterlag endlich seinem Kummer, doch war es ein Trost für die Zurückgebliebenen, daß er mit seinem Gott ausgeöhnt reuenvoll in die Ewigkeit hinübergegangen ist. Obgleich Lenore und Marianne manche harte Stunde mit ihm durchlebt haben, so fühlten sie doch schweren Kummer, als sie vor seinem Sarge standen, denn sie ver-loren in ihm ihren Nährvater, und die chrisiliche Liebe vergeht ja so gern dem Dahingeschiedenen.

Wenn gleich Frau von Wallpol sich ferner noch der Unglücklichen annahm, so mißbrauchten sie doch ihre Güte nicht, was leider so oft bei Armen der Fall ist. Durch den unentgeltlichen Gebrauch der Arzneien und durch kräftige Nahrung, welche ihre Wohlthäterin ihnen zukommen ließ, erstarkten nach und nach Lenorens körperliche Kräfte, und durch Empfehlung guter Menschen bekam sie allerlei Beschäftigung, wodurch sie so viel verdiente, als der tägliche Lebensbedarf erforderte. Marianne be-suchte auch auf Kosten ihrer Wohlthäterin die Strick- und Nähsschule, und erwarb sich durch Fleiß und durch bescheidenes Betragen die Zufriedenheit ihrer Lehrerin. Wie aber zwischen den goldnen Aehren des Getreides auch Unkraut emporschleift; wie im Getriebe der Menschen Reines und Unreines, Edles und Unehles sich vermengt, so war diese Strick- und Nähsschule für Marianne eben so gefahrdrohend wie für einen unverdorbenen Jüng-ling die Universität. Mariannens Mutter hatte bisher ihr Töchterchen fürs Haus erzogen, selbst wie sie noch die Schule besuchte, durfte das Kind sich nicht länger, als es der Schulweg erforderte, auf der Straße auf-halten, die beschränkte Lage der Aeltern erlaubte es auch nicht, andere Kinder einzuladen oder Einladungen anzunehmen. So wuchs Marianne in häuslicher Einsamkeit und unter Entbehrungen und harten Prüfungen empor, von der Mutter zur Gottesfurcht und häuslichen Arbeit jeder Art angehalten, und nur im Nothfall wurde sie mit fertiger Arbeit in andere

Häuser geschickt. „Habe Gott vor Augen und im Herzen,“ dies war der Jungendchild, den die Mutter ihr immer vorhielt, als das Mädchen anfing, zur Jungfrau heranzureifen. Ihre blonden Haare, die blauen Augen, die Rosen auf ihren Wangen, die trotz der Hausnoth emporblühten, ihr stilles aber angenehmes Wesen machte, daß sie schon zuweilen von Andern bemerkt wurde.

Neben diesem bescheidenen Weischen saß in der Nähsschule eine gewisse Euphrosyne, deren Charakter sich merklich von dem der Marianne unterscheidet ließ. Als Tochter sehr wohlhabender Aeltern war diese besser gekleidet, dem Aeußern nach für Weltkinder interessanter, sie war schon sich ihrer mehr selbst bewußt, und durch ihre Brüder, die eine gelehrte Schule besuchten, hatte sie, schon mehr als gut war, Bücher aller Art gelesen. Sie schloß sich nicht gern an Mädchen an, die an Alter und Klugheit ihr überlegen waren, wohl aber war die bescheidne Marianne ihr eine erwünschte Nachbarin. Durch ihr klugberechnetes, einschmeichelndes Wesen wußte sie bald das Vertrauen und die Zuneigung der harmlosen Marianne zu gewinnen, ein Ziel, das sie durch einige kleine, unbedeutende Geschenke um so leichter erreichte. Dies war der erste Stein des Anstoßes bei Marianne, denn ihr Pflichtgefühl kam jetzt in Streit. Denn zeigte sie solche der Mutter, so war sie von ihrer Strenge überzeugt, daß sie diese wieder zurückstellen mußte; sie aber zu verheimlichen, war für ihr gutes Herz ein qualender Gedanke. —

Auf dem Nachhauseweg wurde jetzt nicht selten Euphrosyne eine emsige Begleiterin, auch schlossen sich manchmal noch andere Mädchen an sie an. Da wurde dies und jenes geplaudert, geschertzt und zuweilen Neufierungen gethan, von denen Marianne in der Unschuld ihres Herzens noch kein rechtes Verständniß hatte. Euphrosyne lud sogar mit Bewilligung ihrer Aeltern Mariannen an einem Abend zu sich. Die Mutter gab dies ungerne zu, da sie aber öfters von Euphrosynens Aeltern Aufträge erhielt, um diese oder jene einträgliche Arbeit zu besorgen, so — gab sie wiewohl ungerne nach. Diese Einladungen wiederholten sich, doch Marianne wäre gern weggeblieben, so unterhaltend diese kleinen Abendcircel auch waren, denn — ihre nur zu einfache Kleidung stach bei einem solchen Besuche gegen die der andern Mädchen nur zu sehr ab. Allein dieser zweite Stein des Anstoßes ließ sich noch weniger beseitigen. Das arme bürgerliche Mädchen zog zwar aus diesen Zusammenkünften den Nutzen, daß sie jetzt in ihrem Benehmen eine gewisse äußere Politur annahm, die ihr nicht übel stand, allein jetzt fühlte sie erst recht ihre und ihrer Mutter gedrückte und abhängige häusliche Lage.

Bei guten Dingen sagt das Sprichwort: „Alle guten Dinge sind drei;“ aber zu jenem zweiten Stein des Anstoßes kam noch ein dritter und zwar der schlimmste. An diesen abendlichen Besuchen nahmen nicht nur

Euphrosynens Brüder einigemal Antheil, sondern sie brachten auch manchmal Kameraden mit. Unter diesen hatte besonders von einem gewissen Wilhelm Tauler die lebhafteste Euphrosyne viel mit Mariannen zu sprechen. Sie ging in ihrem kecken Vertrauen so weit, daß sie zu ihr sagte: „Du glaubst nicht, wie gut ich ihm bin. Hast du nicht bemerkt, wie wir letzt-hin tanzten, daß er mich zuerst aufzog?“ — „Darauf gab ich nicht acht,“ versetzte ganz unschuldig die unbefangene Marianne. Einmal zog er auch sie auf; allein sie schlug es ganz natürlich ab, weil sie nicht tanzen gelernt hat. Euphrosyne fühlte hierüber eine heimliche Schadenfreude. Wilhelm war wirklich ein noch unverdorbenener, braver Jüngling, auch für sein Alter von einer schon ziemlich reifen Verstandesbildung, so daß er das einfaltvolle, sittsame Wesen Mariannens zu schätzen wußte, daher schenkte er ihr immer mehr eine gewisse freundliche Aufmerksamkeit, was der neidischen Euphrosyne nicht entging. Anfangs erlaubte sie sich deswegen gegen ihre Brüder spöttische Anmerkungen, als aber einer derselben so unklug war und ihr bemerkte, daß Wilhelm gesagt haben soll: er schätze Mariannen höher als alle übrigen, da erwachte nun — die Eifersucht, und bei ihrem lebhaften Charakter entstand aus diesem Funken sehr bald eine aufblühende Flamme.

Wie nachtheilig Gesellschaften dieser Art unter jungen Leuten werden können, das lehrt gar oft die Erfahrung und so auch hier. Euphrosyne wurde jetzt in ihrem Betragen gegen Marianne steifer und zurückgezogener, Letztere dagegen, als sie dies merkte, ward ängstlich, weil sie nicht wußte, wodurch sie ihre Freundin beleidigt hatte, und weil sie fürchtete, daß dadurch ihre Mutter die Gunst dieses Hauses verlieren würde. Vollends fühlte sie sich unglücklich, als ihre Mutter sie einmal ganz unerwartet vor-nahm, und ihr die bittersten Vorwürfe machte, indem sie gehört habe, sie hätte mit dem bewußten Wilhelm eine Bekanntschaft angefangen. — Wie aus einer reinen Quelle klares Wasser hervorquillt, so sprach jetzt Marianne mit ihrem reinen Gemüthe Worte der Wahrheit. Ganz einfach erwiderte sie: „Das ist nicht wahr, das ist Verläumdung.“ Wirklich war es auch so, denn Euphrosyne wußte aus boshafter Eifersucht durch eine ihrer dienstfertigen Mägde diesen Verdacht bei Mariannens Mutter anzuregen. Die nächste Folge war, daß die Einladungen unterblieben, und daß leider der Verdienst, den bisher Lenore von dieser Familie bezog, bedeutenden Abbruch litt. Das war für das gute Mädchen ein schwerer Kummer, weil sie, ohne es zu wollen, Ursache von diesem Verlust war, und sie mit all ihrem häuslichen Fleiße der Mutter keinen Ersatz bieten konnte. Daß auch der gute Wilhelm ihr noch immer im Gedächtniß blieb, war auch noch eine Zuthat zu dieser Herzenslast; auch mußte sie besonders noch besorgt sein, daß Frau von Wallvol von diesen unangenehmen Vorfällen etwas erfahren könnte, und in welchem Licht würde sie daher vor ihr erscheinen. —

Wie ein vom Himmel herabfahrender Blitzstrahl die Herzen der Menschen erschreckt, so zitterte Marianne, als ihre Mutter mit Vorwürfen ihr ankündigte: sie solle zur Frau von Wallpol kommen. — Scham, Kummer über erlittenes Unrecht, Besorgniß, von dieser Wohlthäterin verstoßen zu werden, dies alles stürmte auf dies junge Herz los. Da sie ihres jungfräulichen Alters und ihrer Fortschritte wegen aus der Nähischule seit geraumer Zeit endlich entlassen worden war, so konnte sie sich gegen Euphrosyne auch nicht vertheidigen, die sie jetzt beinahe gar nicht zu Gesicht bekam. Ein stiller, abgelegener Winkel des Hauses war Zeuge ihres schmerzlichen Kummers und ihrer Thränen.

Endlich faßte sie Muth und — ging, aber nicht gleich zur Baronin sondern zu dem guten Fridolin. „Nur reine Wahrheit!“ — sagte er, als sie ihm den Verlauf der ganzen Geschichte erzählte, und mit einem durchdringenden Blick sah er in ihr klares Auge, und überzeugte sich, daß Marianne unschuldig sei. „Gehe du getrost zur Frau Baronin,“ sagte er, „sie wird dich anhören, und sie wird Rath wissen.“ Sie wurde auch wirklich besser und freundlicher aufgenommen, als sie es erwartet hatte, und ihr Erstaunen war um so größer, als schon vorher, ehe sie noch das Schloß erreicht hatte, ein Diener der Herrschaft ihr ein Briefchen im Walde überreichte, worin nichts stand als die Worte: „Marianne kann ganz ruhig sein!“ — Woher dasselbe kam, wer es geschrieben habe, blieb ihr ein Räthsel, und sie hatte nicht den Muth, den Ueberbringer zu fragen, der auch blitzschnell ihr entschwunden war. Nachdem sie den an sie ergangenen Fragen gemäß ganz offenherzig alles mitgetheilt hatte, ein Rath, den ihr Fridolin besonders ans Herz gelegt, wurde sie um so mehr beruhigt, da die Frau Baronin ihr erklärte; sie habe schon vorher alles so gewußt, wie sie ihr die Sache mitgetheilt habe. Die Angst war jedoch nicht abgethan, denn sie mußte in einem Neben-Cabinet warten, weil ein augenblicklicher Besuch Frau von Wallpol verhinderte, Mariannen genauer vorzunehmen, folglich erwartete sie noch eine ernste Strafpredigt. Ihr Gewissen war zwar rein; allein der Gedanke, von dieser guten Wohlthäterin, die ja leicht getäuscht werden konnte, verkannt zu werden, war für sie ungemein schmerzlich. Mit diesem beängstigten Herzen stand sie vor einem Bilde, das den gekreuzigten Heiland vorstellte, und nachdem sie mit einem frommen Blicke zu ihm hinaufgesehen hatte, erregte ein Blatt ihre Aufmerksamkeit, das in einem offenliegenden Gebetbuche aufgeschlagen lag und folgende Trostworte enthielt:

„Sei ruhig, meine Seele! sieh',
Der Herr wacht über dich!
Wer ihm nur traut, verläßt er nie,
Und schützt ihn väterlich.“

Er kennt dich besser, als du meinst,
Und weiß, was dir gebricht,
Er sieht die Thräne, die du weinst:
Drum Seele, zage nicht!

Er weiß, wenn du im Glend bist,
Er sieht dem Jammer zu;
Er sieht, was gut und nützlich ist,
Er liebt dich mehr als du.

Er kann dir helfen, wenn er will,
Sein Arm hat Macht und Kraft,
Ihm ist kein Ding zu groß und viel,
Er waltet und Er schafft.

Er will dir helfen, er ist gut,
Ist Vater, du sein Kind;
Ist besser, und ist länger gut,
Als alle Väter sind.

Drum, Seele halt dich fest an Ihn,
Er ist dein Schild, dein Hort:
„Ich helfe dir, so wahr ich bin,“
Sagt Er und — hält sein Wort.“ —

Nach dieser trostreichen Ermahnung faßte sich Marianne, und erwartete ruhig, was da kommen sollte. Nach Verlauf einer halben Stunde wurde Marianne durch den Bedienten zur Frau von Wallpol gerufen. Als sie vor ihr erschien, gab diese ihr eine ernste Warnung mit dem Bedeuten, daß man im Leben im Umgang mit Andern vorsichtig sein müsse: „Danke nur Gott, sagte sie, daß du, wie man zu sagen pflegt, aus diesem Verhältniß mit heiler Haut davon gekommen bist. Weide den Umgang der listigen Euphrosyne, denn sie hat es nicht gut mit dir gemeint.“ —

Zum größten Erstaunen aber und zur größten Freude Mariannens erhielt sie von Frau von Wallpol den Antrag, sie für immer zu sich nehmen zu wollen, um ihrer Mutter ihre letzten Lebenstage zu erleichtern; „auch will ich, sagte sie, zu deiner fernern Ausbildung noch Sorge tragen, damit, wenn ich nicht mehr bin, deine Lebensverhältnisse gesichert werden.“ — Sprechen konnte das überraschte Mädchen nicht; indem sie die Hand der Frau Baronin küßte, benezte sie dieselben mit Thränen dankbarer Nahrung. Nachdem sie sich erholt hatte, vergaß sie nicht, dem guten Fridolin zu danken, der ihr immer guten Rath gab, und sich für sie so freundlich verwendet hatte. „Wer Gott fürchtet und Recht thut,“ erwiderte er,

„dem geht es am Ende doch noch gut, und wenn auch hier auf Erden nicht mehr, doch in einer andern bessern Welt.“ — Nun löste er ihr auch das Räthsel, wie die Baronin so genau von Mariannens Unschuld unterrichtet sein konnte. Es war das Werk des braven Wilhelm, der hinter die Schliche der listigen Euphrosyne gekommen war. Er theilte nämlich alles seinem Vater mit, welcher der Geschäftsführer von Frau von Wallpol war, und der sich der unschuldig Verfolgten annahm, indem er ihr alles offenbarte, und Wilhelm war es, der gleichsam wie ein unsichtbarer Geist jenes Briefchen ihr heimlich zuzustellen wußte.

Als Marianne die frohe Aussicht in die Zukunft nach ihrer Rückkehr der Mutter mittheilte, freute sie sich mit ihr, doch war diese schon vorher davon in Kenntniß gesetzt worden, indem die Frau Baronin durch ihren Geschäftsführer die Einwilligung der Mutter nachgesucht hatte. Nun ging für Mutter und Tochter eine freundliche Friedenssonne auf. Erstere hatte ihr ziemliches Auskommen durch ihrer Hände Arbeit, und was zu weilen fehlte, das ersetzte die Tochter, indem sie sich Manches ersparte und zwar vom dem, was ihre Gebieterin ihr zukommen ließ. Durch ihren häuslichen Fleiß gewann sie immer mehr das Zutrauen derselben, und somit wurden ihre Verhältnisse immer angenehmer. Sie wurde mit der nöthigen Garderobe versehen, und was noch mehr werth ist, sie profitirte immer mehr in der Umgebung ihrer Wohlthäterin durch ein feineres Betragen, und nachdem Frau von Wallpol die Tochter ihres Bruders auch zu sich genommen hatte, die nacheinander Vater und Mutter verloren hatte, so durfte Marianne sogar an dem Unterricht derselben Theil nehmen. Daher darf man sich nicht wundern, daß in einigen Jahren Marianne so sehr an feinerer Bildung und lebenswürdigem Betragen zunahm, daß sie späterhin im Hause von Frau von Wallpol mehr als Gesellschafterin als für ein eigentlich dienendes Glied des Hauses betrachtet wurde. Doch blieb sie immer in den Schranken der Bescheidenheit; sie hielt sich immer gegen ihre Wohlthäterin in den Grenzen schuldiger Ehrfurcht und Dankbarkeit, und auch gegen die dienenden Hausgenossen übernahm sie sich nicht, sich wohl erinnernd ihrer frühern ärmlichen Verhältnisse. Und wie wohl that es ihr, wenn sie in freien Augenblicken ihre liebe Mutter besuchen durfte, dann gab es zu berichten und mitzuthellen, was jede auf dem Herzen hatte; zuweilen vereinigten sie sich in einem frommen Gebete, in welchem man des verstorbenen Vaters auf fromme Weise gedachte. Einfachlich der Geistesgaben war Marianne nicht stiefmütterlich bedacht worden, daher that es der Mutter so wohl, mit ihrer gebildeten Tochter sich zu besprechen und zu unterhalten. Auch hatte Marianne die Unterrichtsstunden, die der Anverwandten ertheilt wurden, so vortheilhaft benützt, daß sie bei der erlangten Fertigkeit in fremden Sprachen bei den öftern Reisen der Frau von Wallpol gute Dienste leisten konnte.

So begleitete sie diese auf einer Reise nach Italien. Sie, die früherhin höchstens nur eine Stunde weit über ihre Vaterstadt hinausgekommen war, fühlte sich entzückt durch die Naturschönheiten der Schweiz, und sie bewunderte die noch übrig gebliebene Größe italienischer Städte. Frau von Wallpol hatte diese interessante Reise um ihrer Gesundheit wegen unternommen, da sie öfter von Brustleiden heimgesucht worden ist. Auch Marianne nahm ein Leiden mit auf den Weg. Der Sohn des Geschäftsführers, jener Wilhelm Tauler, hatte unterdessen die Universität absolviert. Kurz vor der Abreise machte er bei der Frau Baronin seine Aufwartung, und bei dieser Gelegenheit sah und sprach ihn auch Marianne. Es gibt zuweilen Menschen, die sich gegenseitig nie vergessen können, wenn sie sich einmal gesehen haben, und so mußte Marianne sehr oft an Wilhelm und Wilhelm an Marianne denken. Er war zum kräftigen Manne gereift, und sie war von Mutter Natur durchaus nicht vernachlässigt worden. Dazu kam aber noch, daß gegenseitige Herzens- und Geistesbildung beide Wesen unbewußt miteinander vereinigte, ohne daß sie hierüber nur ein Wort gewechselt hätten. Kurz vor ihrer Abreise vernahm aber leider Marianne, daß Wilhelm am Nervenfieber plötzlich erkrankt sei, daher reiste Wilhelm nachher, wie man zu sagen pflegt, als blinder Passagier mit, denn unsichtbar saß er im Wagen oder vielmehr im Herzen der bekümmerten Marianne. Ein fühlendes Herz sucht auch Theilnahme, und diese wurde ihr zu Theil in der Anverwandten der Baronin, die auch die Reise mitmachte. Fräulein Mathilde von Reineck, so hieß sie, war für Marianne ein wohlthätiger Umgang, und sie hatten als gleichgestimmte Seelen einen innigen Freundschaftsbund geschlossen, die sich auch gegenseitig so gern alles mittheilten. Leider aber waren die Nachrichten über Wilhelms Krankheitszustand nicht erfreulich, so daß selbst sein Vater schrieb, es sei das Aeußerste zu befürchten.

Nachdem die Reisenden sich einige Zeit in Florenz aufgehalten hatten, schlug Frau von Wallpol den Weg nach Rom ein. In dieser heiligen Weltstadt, dem Wohnsitze des heiligen Vaters der Christenheit, beschloß sie einige Monate zu bleiben. Die Ruhe und Stille, die hier herrschte, die schönen Kirchen, welche die Reisenden besuchten, waren ein wahres Labsal für ihre frommen Seelen, und als sie zum erstenmal in den erhabenen Gottesstempel in die Peterskirche traten, da wurde ihr Geist von Erstaunen und Bewunderung ergriffen, und in Demuth lagen sie hier auf ihren Knien, betend für ihre Seelen und für die, die ihnen lieb und theuer waren. Frau von Wallpol beweinete noch immer ihren Herrn Gemahl, der leider nach einer glücklichen Ehe sobald durch den Tod von ihr getrennt worden war, nachdem sie nur sechs Jahre verheirathet gewesen waren. Als sie in diesem Tempel ihre Andacht verrichtet und Gott für die bisher glücklich zurückgelegte Reise gedankt hatten, verließen sie die Peterskirche. Nachdem sie am

Gingang noch einmal sich umsehen, und in stiller Betrachtung verweilen, ging ein Herr an ihnen vorüber, der eine verschleierte Dame am Arm führte, die in sich gefehrt, den Blick zur Erde senkte, und von dem Anblick dieser großen Schöpfung ergriffen zu sein schien. Unbemerkt sah Marianne sie genau an, und wen sah sie zu ihrem Erstaunen? . . . es war Euphrosyne. Alle verwunderten sich über diese ihnen räthelhafte Erscheinung. —

Späterhin, als Frau von Wallpol wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, vernahm Marianne, daß Euphrosyne einen reichen Gutsbesitzer zu fesseln gewußt hatte, hoffend, mit seinem Gelde eine große Rolle spielen zu können. Allein wie mancher Rechenmeister sich doch verrechnet, so auch hier. Ihr Mann war fromm, einfach, ein geschickter und sparsamer Geschäftsmann, und nebenbei von festem Charakter. Er durchschaute bald die zwar klugangelegten weiblichen Schlingen, ließ seine Gemahlin sich in dieselben recht tief verwickeln, während er den Unwissenden spielte, bis sie endlich solche Blößen gab, daß sie als Neumüthige sich der schützenden Leitung ihres Mannes anvertrauen mußte. Nun fing er allmählich schonend an, an ihrer Besserung zu arbeiten, und obgleich seine Correctionsmethode keine leichte war, so gewann doch das Bessere und Edlere in ihrem Gemüthe die Oberhand, und wie sie endlich, unterstützt von religiöser Selbstanschauung, mit freigewordenem Geiste ihrer mächtig geworden war, so arbeitete sie unablässig an ihrer Besserung, die auch vom Segen Gottes begleitet wurde. Zum Lohne ihrer völligen Sinnesänderung versprach er ihr, eine große Reise zu machen, und als Dekonom suchte er Italien kennen zu lernen, und weil damals gerade das große Jubiläum war, so verbanden sie mit ihrer Reise zugleich auch einen frommen Zweck und besuchten Rom. Leider aber übersiel ihren Mann in einem kleinen Städtchen unweit Rom ein hitziges Gallenfieber, und ungeachtet aller angewandten Mittel erlag er der Krankheit. Ganz fremd im Lande suchte sie einzuweilen ein Unterkommen in einem weiblichen Kloster, um eine anständige Gelegenheit zur Nachhausereise dasselbst abwarten zu können, allein dieser unerwartete Schlag des Schicksals hatte so mächtig auf sie gewirkt, daß die liebevolle Behandlung der Nonnen den Entschluß in ihr aufkeimen ließ, der Welt zu entsagen, und sich ganz dem klösterlichen Leben zu weihen. Nachdem sie durch einen ihrer Brüder ihre Angelegenheiten in Deutschland hatte ordnen lassen, trat sie in dem Klösterchen das Noviziat an, wo sie auch eine deutsche Nonne hatte kennen gelernt, und nach zwei Jahren wurde sie eingekleidet. Nach späterhin eingezogenen Nachrichten vernahm man, daß aus diesem ehemaligen Weltkne die bußfertige, demüthige Nonne geworden sei, die den Anforderungen ihrer Vorgeletzten auf eine wünschenswerthe Weise entsprach.

Frau von Wallpol reiste nach einem Aufenthalt von mehreren Monaten

von Rom ab, um noch die lachenden Gefilde Neapels zu besuchen. Ungefähr in einer Entfernung von einigen Meilen von dieser majestätischen Königsstadt wurden die Reisenden von Banditen angefallen. Zwar verlor der Kammerdiener der Frau von Wallpol den Muth nicht, und suchte sich mit einer Pistole in der Hand zu vertheidigen, allein sie versagte, und als einer der Räuber ihm selbst eine Pistole auf die Brust setzte, mußte er sich ergeben. Die arme Baronin fiel vor Schrecken in Ohnmacht, Marianna stehete auf den Knien um die Erhaltung ihrer so theuern Gebieterin, was ihnen endlich allen zugesichert wurde, wenn sie sich ruhig verhalten würden. Die wilden Gesellen nöthigten den Kutscher von der Straße abwärts nach dem Gebirge zu fahren, nachdem man Frau von Wallpol wieder zu sich gebracht hatte, bis man endlich in einem einsamen wilden Thale Halt machte, und ihnen angezeigt wurde, sie würden wieder in Freiheit gesetzt werden, wenn sie ein bedeutendes Lösegeld erlegen würden. Sie drohten aber auf der Stelle die Reisegesellschaft zu massakriren, wenn sie merken würden, daß man sie an die Regierung verrathen wolle. Sie unterhandelten daher mit dem Kammerdiener, ihn nach Neapel entlassen zu wollen, um dort die nöthige Summe aufzubringen, erklärten aber, Wachtposten auszustellen; würde er ohne irgend eine Begleitung mit dem Lösegeld zurückkehren, dann sei ihnen Leben und Freiheit geschenkt, im entgegengekehrten Fall aber sei ihnen das Leben verwirkt, wenn er vielleicht mit militärischer Begleitung zurückkehren würde.

Ein Glück war es, daß Frau von Wallpol an einen der reichsten Banquiers in Neapel adressirt war, um nach Bedürfniß bedeutende Summen bei demselben erheben zu können. Auch erlaubten die Raubgesellen, eine schriftliche Weisung aus einem der Koffer herausnehmen zu dürfen; allein sie konnten voraus wissen, daß sie durch die bloße Vorzeigung des Kammerdieners nicht respectirt würde, und außer dem Banquier und dem Gesandten ihres Landes war Niemand in Neapel, an den sie sich hätten wenden können. Der Kammerdiener wagte also das Letztere, und wanderte nach dieser herrlichen Königsstadt. Nicht ohne viele Mühe fand er endlich das Hotel des Gesandten seines Landes. Augenblicklich war derselbe abwesend, der Kammerdiener wurde daher angewiesen, sich an dessen Legations-Secretair zu wenden. Als er in dessen Bureau trat und sich meldete, er sah hinter einem Gitter am Pulte? . . . es war so zu sagen der Schutzengel Mariannens — der brave Wilhelm Tauler! — der bereits durch einen Brief seines Vaters von der Reise der Frau von Wallpol nach Italien in Kenntniß gesetzt worden war.

„Eingehüllt in feierliches Dunkel
Sind die Wege, Gott, die Du uns führst!
Kein Verstand erforscht den Muth, nach welchem
Du die Deinen wunderbar regierst.“

Selbst der fromme, tugendhafte Weise
 Dringet nicht in diese Tiefen ein;
 Vieles, was er um sich her erblicket,
 Wird ihm dunkel, unerklärbar sein.

O, verzeihe Vater, wenn wir Schwache
 Deine weise Güte nicht versteh'n,
 Und mit matten, eingeschränkten Blicken
 Nur das Böse, nicht das Gute seh'n.
 Dort einst werden unsre Blicke freier,
 Heller Morgen scheint nach finst'rer Nacht;
 Freudig dankbar wollen wir dann rufen:
 „Vater, Du hast alles wohlgemacht!“ —

Wilhelm hatte sich nämlich, nachdem er die Universität verlassen, dem diplomatischen Fache gewidmet, und es glückte ihm bei seinen Talenten sehr bald, als Legationssecretär angestellt, und als solcher dem * * * Gesandten von N. . am neapolitanischen Hofe beigegeben zu werden. Wie war er erstaunt und erfreut, den Kammerdiener der Frau von Wallpol vor sich zu sehen; aber zugleich wurde er bestürzt, als er von dem traurigen Ereigniß in Kenntniß gesetzt wurde. Als der Gesandte von einer Landpartie des andern Tages zurückkam, und er die mißliche und gefährvolle Lage der Reisenden vernommen hatte, wandte er sich sogleich an die neapolitanische Regierung. Es war den Behörden eine erwünschte Gelegenheit, diesen Freiheutern auf die Spur zu kommen, da schon mehrmals bei der königlichen Polizei Klagen deswegen aus der Umgegend eingereicht worden waren, und nun hoffte man, dieser gefährlichen Menschen endlich habhaft zu werden. Freilich war hierbei die größte Vorsicht nöthig.

Da die Räuber eine Stelle im Gebirge, nämlich bei einer Quelle, bestimmt hatten, wo das Lösegeld deponirt werden sollte, so wurde der Kammerdiener von der Polizei beordert, das Geld dahin zu bringen, was auch geschah. Einer von dieser Bande lauerte auf einer Anhöhe in der Ferne, und da er sich sicher glaubte, kam er herab, und empfing die erlangte Summe. Nun begleitete er den Kammerdiener zur Herrschaft zurück, und sie athmeten wieder freier, als er herabkam, und der Anführer ihnen ankündigte, sie seien jetzt wieder frei, jedoch mit dem Beding, das größte Stillschweigen zu beobachten, und sich nicht rächen zu wollen. Allein die Regierung hatte schon ein kleines Detachement Soldaten nächstlicher Weile auf Umwegen in diese Gegend geschickt. Sie vertheilten sich heimlich in verschiedene Dörfer, denn auch die Landleute wurden schon lange durch diese Bande in Schrecken gesetzt. Während nun die Reisenden den Weg nach Neapel einschlugen, zogen sich die Truppen aderedeterminmaßen in einem immer engeren Kreise zusammen, bis sie endlich ausgekundschaftet hatten,

daß sich die Räuber bei Tage in einer Höhle verborgen hielten. Man hatte sich auch nicht getäuscht. Mit Sturmschritt gingen die Truppen darauf los; es fielen Schüsse, und nun entwickelte sich ein Kampf, allein der commandirende Officier hatte mit den Truppen eine so vortheilhafte Stellung eingenommen, daß sie endlich des Platzes Meister wurden, und dem Raubgesindel nichts übrig blieb, als sich zu ergeben. Unterdeß nahte auch Verstärkung heran; die Ueberwundenen wurden bewacht, nachdem man ihnen das Lösegeld wieder abgenommen hatte. Aus einem nahegelegenden Dorfe brachte man einen Wagen herbei, um die Verwundeten darauf zu legen, und so kehrten die Truppen mit den Gefangenen siegreich nach der Stadt zurück.

Wie froh waren die Reisenden, als sie in Sicherheit waren, und nach ausgestandenen Aengsten in der prächtigen Königsstadt in Neapel Obdach fanden. Freilich wurden sie anfangs incommodirt, indem sie einigemal wegen der Gefangenen vor Gericht erscheinen mußten; allein späterhin erholten sie sich zusehends von ihren Mühseligkeiten, und sie fanden sich durch die Schönheit der Gegend von Neapel tausendsach belohnt. Sie bezogen eine Wohnung nahe am Meere, wo sie eine köstliche Aussicht hatten und die balsamischen Dünste dieser herrlichen Natur einathmen konnten. Hier besuchte nun Wilhelm Tauler gar oft die Frau Baronin oder vielmehr — Mariannen, die eben so glücklich war, ihn sehen zu können. Hier sahen sie oft am Morgen auf dem Balkon die in Rosenglanz eingehüllte Natur, wenn der Vesuv seine Rauchsäulen gegen den azurnen Himmel sendete; hier bewunderten sie die Abendglut, welche bei der untergehenden Sonne sich über Land und Meer ausbreitete, und hier genossen sie oft das herrliche Schauspiel, wenn der Mond am fernen Horizont herausstieg, und sich über dem dunkeln Meerespiegel wie eine breite Silberstraße bis ans Ufer hin erstreckte. In solchen Augenblicken fühlten sie die Wahrheit jenes einfachen Liedes:

„Ja wunderschön ist Gottes Erde
Und werth darauf, vergnügt zu sein,
Drum will ich, eh' ich Aße werde,
Mich dieser schönen Erde freuen.“

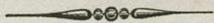
An einem so schönen Abend schauten Marianne und Wilhelm wieder in das grünlich-blaue Meer hinaus. Silberschaum tanzte auf den Wellen, und Rosenwolken schmückten den abendlichen Himmel. Während Frau von Wallpol, ermüdet von der Hitze des Tages, sich ins Zimmer zurückgezogen und aufs Sopha hingelagert hatte, sagte Wilhelm Mariannen bei der Hand, sah in ihr reines Auge und fragte: „Marianne! können Sie durch mich glücklich werden?“ und Marianne bejahte es mit einer Thräne der innigsten Nührung. — So hatten zwei sich verwandte Seelen unter

dem schönsten Himmel auf Erden einen ewigen Bund geschlossen. Noch an demselben Abend theilte Wilhelm der Frau von Wallpol dieses Geheimniß mit, wovon nur der Himmel Zeuge war, und diese edle Frau freute sich über diese gegenseitige Wahl, und ertheilte ihnen ihren Segen.

Als sie später nach Deutschland zurückgekehrt waren, suchte Wilhelm in seinem Vaterlande eine Anstellung, die er auch erhielt. Nun führte er Mariannen an den Traualtar, Frau von Wallpol war aber nicht mehr Zeuge ihres ehelichen Glücks, denn sie starb ein Jahr vorher. Beide aber wanderten oft an ihr Grab und segneten ihre ihnen unvergeßliche Wohlthäterin.

G.

Kupferstich



aus dem Jahre 1784

3.

Rudolf Bachhuyzen.

Ein flämisches Malerleben.

Es war am 14. Dezember des Jahres 1698. Der Tag war schon gewichen vor dem Alles bedeckenden Grabeschleier der Nacht; denn es schlug acht Uhr auf dem niedrigen Thurme von Weespy, einem Städtchen, nicht weit von Amsterdam gelegen. Die silberhellen Klänge der Glocke verloren sich in der weiten Luft.

Ein kalter Nordwind blies über die Ebene; die Erde war mit einer dicken Lage Schnee bedeckt, und die Zweige der entlaubten Bäume neigten sich bisweilen vor dem Andrang des Windes.

Einige Reisende, welche sich noch spät auf dem Wege befanden, beschleunigten ihre Schritte, in der Hoffnung, die Stadt noch zu erreichen, bevor die Stadtwache die Thore geschlossen hätte.

Das Krachen ihrer Fußtritte in dem Schnee oder in dem Sande, wovon der Wind hier und da den weißen Ueberzug weggefegt hatte; das letzte Gepolter eines Wagens, der vor einer Herberge stillhielt, das Belien eines wachsamem Hundes vor einer abgelegenen Wohnung; das entfernte Brausen der See; — das war das Geräusch, welches von Zeit zu Zeit mit dem Säusen des Windes abwechselte.

Beim Lichte des Mondes hätte man, in südlicher Richtung von Weespy, die Hütte des Wölfefängers Bachhuyzen, eines berühmten Jägers des Kantons, wahrnehmen können.

Es war eine kleine, hinsällige Wohnung, aus rohen Balken zusammengefügt, und dessen Wände aus Reisholz und Lehm verfertigt waren. Aufgeführt auf dem Abhange eines Hügelz zur Seite des Weges, der

nach Amsterdam führt, schien die Hütte jedesmal hinabzustürzen, wenn ein Windstoß an derselben vorbei saufte.

In dieser verfallenen Stätte, welche bei jedem heftigen Gausen des Windes erbebe, saß ein Jüngling allein und traurig vor dem Herd, auf welchem das Feuer, das durch Weiden- und Tannenzweige brannte, seine knisternden Funken in die Höhe warf.

Der unstäte Schein der Flamme schien nur auf die Wände der Hütte, die mit Brüchen bedeckt waren, zu zielen, um desto besser ihre Hinfälligkeit, ihre eifige Mächtigkeit und Armuth zu offenbaren. Die Spinne hatte in jeder Ecke künstlich ihr Gewebe geslochten; der Staub lag auf den Wandbrettern; die Feuchtigkeit hatte die Thüre des Schrankes und anderes Holzwerk krumm gezogen und die unebenen Dielen mit grüner Farbe überzogen.

Zwei hölzerne Stühle, durch Zeit und Gebrauch schwarz geworden, ein morscher Tisch, ein Koffer, worin einige grobe Lumpen sich befanden, endlich eine Matte von Rinden, welche als Bett diente, — das war die ganze Möblirung dieses einsamen und selbst öden Aufenthaltes.

Die Verzierung der Hütte war seltsamer: sie bestand aus einigen getrockneten Wolfsköpfen, welche mit den Ohren über der Eingangsthüre festgenagelt waren. Daneben hingen verrostete Pieken, eine Armbrust und zwei Karabiner an der Wand in großen Nägeln.

Ludolf, so war der Name des jungen Einsamen, hatte kaum sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht. Der Glanz seiner schwarzen Augen, der kräftige Umkreis seiner Stirne, die reine Form seiner Lippen, sagten dem Beschauer, daß viel Muth, Thatkraft und Hochherzigkeit in ihm verborgen liegen mußte.

Sein mildes Antlitz hatte die reinen Züge eines griechischen Bildes; aber man würde vergebens auf seinen früh verwellten Wangen die frische Röthe gesucht haben, die seinem Alter hätte eigen sein müssen.

Ein Ausdruck von Ernst und Leiden, der sich nicht durch Worte beschreiben läßt, verdüsterte sein edles und feines Angesicht.

Fortwährend hielt er die Augen auf des Feuers Gluth gerichtet, worin er, in seinen Träumereien, Tausende von seltsamen Gebilden erblickte, er schien in Nachsinnen versunken zu sein, und nicht selten entfuhr ein Seufzer seiner Brust.

So traurig hätte er vielleicht die ganze Nacht zugebracht, wenn nicht einige heftige Schläge an der Thüre ihn nicht aufgerufen hätten.

Ludolf richtete sich auf, wie Jemand, der plötzlich aus einem Traume erwacht ist, und er ging zur Thüre.

— „Wer klopft da?“ war die Frage.

— „Ein verirrerter Reisende,“ antwortete eine schwere Stimme von Außen. „Macht auf, ich verlang nur von Euch einen Aufenthaltort für einige Stunden.“

— „Wenn Ihr hofft, hier eine angenehme und bequeme Stätte zu finden, so irrt Ihr Euch sehr,“ sagte der Jüngling mit Aufrichtigkeit, als der Fremde eingetreten war. „Ihr werdet sehen, daß Ihr Euch sehr geirrt habt.“

Bei diesen Worten wies er mit den Fingern rings in seiner armseligen Wohnstätte.

Der Mann, der eingetreten war, legte mit Vorsichtigkeit auf den Deckel des Koffers ein großes Buch nieder, welches bemerkenswerth war wegen der geheimnißvollen Zeichen, die auf dem Pergamente des Umschlags standen.

Als der Reisende seinen Mantel ablegte, und ihn an die Wand hing, war er in einen groben Anzug von braunem Tuche gekleidet, der nach polnischer Weise angefertigt war. Er trug eine festanliegende Hose, die aus Dachsfellen gemacht war, und hohe Stiefeln ohne Sporen; unter seiner rauhhaarigen Mütze, die er auf dem Kopfe trug, kamen einige Haarlocken zum Vorschein, zwar ohne Ordnung, aber doch mit einiger Gefälligkeit. Ein breiter Riemen von schwarzem Leder, an welchem ein einfaches Jagdmesser hing, machte mit dem vorbezeichneten seine ganze Bekleidung aus und zeichnete seine kräftige Gestalt ab.

Sein männliches und stolzes Angesicht war von einem schwarzen Barte umgeben; seine Augen, durchdringend und scharf, wie die eines Adlers, gingen rasch über die ihn umgebenden Gegenstände hinweg, und in seinem offenen und wohlwollenden Gesichte nahm Ludolf mit Dankbarkeit ein Gefühl von Theilnahme mit seiner Armuth wahr.

Der arme Junge hatte anfangs wirklich gezweifelt, ob er wohl eine so karge Gastfreiheit einem Manne anbieten könne, dessen Neuzeres wenigstens einigen Wohlstand andeutete. Er vermeinte, in ihm einen von den rundreisenden Kaufleuten zu sehen, welche immer in sehr großer Anzahl zu der Zeit des Jahres nach Holland kommen, um die St. Sylvester-Feste mitzufeiern.

Der Schnee, den der kalte Wind in die armselige Hütte trieb, als Ludolf die Thüre öffnete, brachte diesen sonderbaren Gedanken sogleich zum Schweigen; er dachte mit einer bitteren Befriedigung, daß, trotz seiner außergewöhnlichen Armuth sein schwaches Nochrach, welches ihm sein Vater hinterlassen, seinen Gast noch gegen mancherlei Ungemach beschützen konnte, und ihn an mehr als einer Gefahr vorbeiführen und selbst vor dem Tode sichern könne.

— „Ich danke Euch, Jüngling,“ sagte der Eingetretene, indem er ihm die Hand reichte; „Ihr erzeiget mir in der That einen großen Dienst. Was für ein abscheuliches Wetter? Es war Zeit, daß ich einen Zufluchtsort fand. Ich fing an, beunruhigt zu werden auf dem Wege, da er mir keinen Ausgang zeigte, und da ich mich aus Mangel eines Compasses nicht zurecht finden konnte.“

— „Er spricht von einem Compasse, dachte Ludolf; das muß ein Seemann sein.

— „Ohne zu erwähnen, daß ich fortwährend in Schnee taumelte, und daß ich jedesmal fürchtete, das Buch möge in einem Abgrunde verschwinden O das wäre ein großer Verlust gewesen! Obwohl ich auch mit Geduld und Muth die Mühseligkeiten und überhaupt alle Entbehrungen des Lebens ertrage, so habe ich doch nie nach einem Aufenthaltsort und einem guten Feuer so sehnlich verlangt, als heute. Auch konnte ich die Freude meines Herzens nicht bezwingen, als ich durch die Risse Cures Hauses ein helles Feuer aufflackern sah . . .

— „Kommt Ihr weit her?“

— „Von Rotterdam, wo ich heut Morgen noch war.“

— „Dann habt Ihr keine Zeit nutzlos verschleudert.“

— „Ich bin ein guter Wanderer; aber drei gute Gründe sind es, welche die natürliche Raschheit meiner Beine noch vermehrt haben; erstens, die Kälte; zweitens, die Versprechungen, welche ich einigen Freunden geleistet habe, mich recht bald in Amsterdam einzufinden; drittens, die Verpflichtung, dieses kostbare Buch, das ich bei dem großen Rabbi Manasses Worrkhet geholt habe, in Sicherheit zu bringen.“

— „Manasses Worrkhet ist ein großer Gelehrte, wie ich glaube.“

— „Auch ein großer Geizhals. Er würde seine Seele verkaufen, wenn es möglich wäre Doch er ist endlich mein Eigenthum geworden, dieser Schatz!“ rief der Fremde, indem er das alte Buch, welches er wieder in die Hand genommen hatte, mit Begeisterung an sein Herz drückte. — „O der Schelm hat es mich theuer bezahlen lassen! Aber“ — fügte er plötzlich hinzu — „ich bin, das ist wahr, von seiner häßlichen Gegenwart befreit; Ihr würdet ihn durch Euren Edelmutz beschämt machen . . . wenn er fähig wäre, etwas Anderes zu fühlen, als die Liebe zum Gelde“

— „Seid willkommen, sagte Ludolf, dem Fremden eine Sitzbank anbietend, die er nahe an den Heerd gezogen hatte. Ich bedaure es, keinen Palast zu besitzen, anstatt meiner Hütte, um Euch desto besser die Ehre des Hauses zu beweisen; aber mein Vater, der Wölfefänger Backhuysen, hat mir nur dies hinterlassen.“

— „Hah! hah!“ unterbrach ihn schnell der Fremde, Ihr seid ein Sohn von Backhuysen?“

— „Habt Ihr meinen Vater gekannt?“ fragte Ludolf, verwundert über diesen Ausruf des Fremden.

— „Nicht persönlich,“ war die Antwort; „ich habe viel über ihn sprechen hören“

— „Das wundert mich nicht. Er war der gefürchtetste Feind der Wölfe im ganzen Umkreise . . . Sie können nun ihr Spiel wieder fort-

setzen," sagte feusend der Jüngling. — Er schwieg; aber nachdem er einige Thränen von seinen Wangen getrocknet hatte, fuhr er fort: „Seht da, mein Brod; seht da, einen Krug inländischen Bieres; das ist Alles, was ich besitze . . .“

— „Das ist mehr, als nöthig ist, für ein fürstliches Mahl. Eure Armuth thut Eurem Edelmuthe keinen Abbruch, fuhr der Reisende fort, sichtlich ergriffen ob des herzlichen Empfanges: ich weiß, daß mancher große Herr aus der Umgegend Eurem Vorbilde nicht folgen wird.“

— „Um so schlimmer für ihn! Ich thue nur meine Pflicht — und Nichts mehr!“

„Auf Eure Gesundheit! — Sm! das ist ein köstlicher und erquickender Trank, junger Freund; der könnte ja die Leute bewegen, bei Euch alle Abende Gastfreiheit zu fragen . . .“

— „Ach! sie würden sich manchmal betrogen sehen!“ sagte Ludolf.

— „Bei Leibe nicht! Ich empfehle Euch, die nicht zu beklagen, welche Ihr beherberget; Euer Trank ist vorzüglich; wo kauft Ihr den?“

— „Kaufen? — Ich? — Ich kaufe Nichts;“ gab der Jüngling mit bitterem Tone zur Antwort.

— „Dann hat man ihn Euch gegeben. Meinen herzlichen Dank den Freunden, die Euch so nützliche Geschenke machen!“

— „Ich habe ihn gewonnen," sagte Ludolf.

— „Noch besser; ohne Zweifel im Spiele!“

Ludolf lächelte. — „Nur die Reichen," gab er zur Antwort, „spielen, weil sie zum wenigsten Etwas zu verlieren haben; aber ich, der ich Nichts habe, soll ich spielen? — Nein. Ich hab' diesen Trank gewonnen im Schweiße meines Angesichts. Ich arbeite für Jedermann: Dieser gibt mir Brod, Jener gibt mir zu trinken, und ein Anderer reicht mir seine alten Kleider; bisweilen auch besitze ich einige Kupfermünzen.“

— „Wohl denn! so habt Ihr desto mehr Verdienste darum, weil Ihr so freigebig seid mit Euren letzten Hülfquellen. Glaubt mir, ich werde nie die herzliche Aufnahme vergessen, die Ihr mir habt zu Theil werden lassen!“

— „Es ist der Mühe nicht werth, um davon zu sprechen;“ sagte Ludolf, seinen Sitz und seine nachsinnende Haltung vor dem Herde wieder einnehmend.

— „Seid Ihr auch ein Jäger!“ fragte der Fremde, nachdem er eine kurze Weile das Stillschweigen bewahrt hatte.

Der Jüngling schüttelte den Kopf als Zeichen der Verneinung. —

— „Ich bin Maler," fügte er dann leise hinzu.

— „Ich hab' mich dann doch nicht betrogen," murmelte der Fremde zwischen den Zähnen; „er ist es doch. — Aber sagt mal," fuhr er laut sprechend fort, „das sind doch sonderbare Portraits, die da über Eurer Thür hangen.“ —

— „Es sind die Köpfe der letzten Wölfe, die mein Vater getödtet hat. Der Wald wird so frei von diesen nicht sein, seitdem der Wölfejäger Bachhuysen gestorben ist.“ —

— „Ist Euer Vater todt?“ fragte rasch der Fremde mit einem Tone, der Theilnahme andeutete.

— „Vor dreizehn Tagen habe ich seine sterblichen Ueberreste zur Ruhestätte gebracht!“ — antwortete Ludolf mit bebender und verhaltener Stimme. — „Er hat mich zu sich gerufen; denn in der Hoffnung, mein Brod zu verdienen, hatte ich mich seit zwei Jahren in Amsterdam niedergelassen. Ich habe kaum noch Zeit gefunden, um ihn in meine Arme zu drücken und seine letzten Segnungen zu empfangen. Er starb, sobald ich hierhin zurückgekehrt war, gleich als ob er nur darum auf mich gewartet habe, um in den Schooß Gottes hinüberzuschlummern.“

Die schmerzvolle Erinnerung gab den Zügen des Verwaisten einen traurigen Ton. In seinen Augen wallten Thränen auf; jedoch bemühte er sich, das tiefe Weh zu unterdrücken, und sein Weinen zurückzuhalten.

Der Fremde war auch bewegt, obgleich er eine Seele von Stahl hatte, die in tausend Wechselfällen des Lebens unwandelbar geblieben war, — und doch machte der Schmerz ob einer so ehrfurchtsvollen Erinnerung einen so tiefen Eindruck, daß er selber darüber verwundert war. Das rohe und wilde Wesen verschwand plötzlich unter der Glut der kindlichen Liebe, und eine Thräne aus Ludolf's Augen hatte gewiß alle Brunnquellen des Gefühls bei dem Fremden geöffnet.

— „Ihr habt wahrlich einen schweren Verlust zu beklagen;“ gab der Fremde zur Antwort; und nach einer Weile Stille, fügte er in demselben Tone hinzu:

„Die verlieren, denen wir unser Leben verschuldigen, die uns Führer gewesen sind auf dem Lebenspfade, die einzigen treuen Freunde in unserm Leiden — das ist schrecklich! — und Alle, welche eben so, wie Ihr, das Allerschmerzlichste erfahren haben, dürfen mit Recht einen Klage-ton erheben. Ich bin auch verwaist, — das wird Euch sagen, bis wie weit ich Euren Schmerz zu fassen und Euer Leiden zu empfinden vermag. Aber, da ich Eure Trauer ehrethätige, so erlaubt mir, daß ich Euch gegen die nachtheiligen Folgen bewahre; laßt Euch durch sie nicht niederwerfen; sucht keinen Trost in Euren Thränen. Schüttelt die traurigen Empfindungen, die trüben Erinnerungen ab; entfernt von Euch die Wirklichkeit des verlorenen Glückes; das durch Euer Blut nicht mal zurückgerufen werden könnte; nehmt Euren Pinsel wieder zur Hand; arbeitet, zerstreut Euch, durchstreift die Kluren. Eine zweckmäßige Leibesübung, die frische und gesunde Luft der Umgegend, nützliche und zugleich nothwendige Studien werden Euch vor einem unglücklichen Hinsiechen bewahren und eine gute Wirkung auf Euer glühendes und krankes Herz ausüben.“

— „D!“ rief Rudolf aus, „weder die Arbeiten, noch das Vergnügen, noch die maleitischen Spaziergänge des Künstlers können das innere Leiden des Waisenkindes beschwichtigen. Der Tod meines Vaters hat das Gewicht, welches mich drückte, noch schwerer gemacht.“

— „Alles Weitere bei Seite gelassen,“ unterbrach ihn der Fremde, „ich bleibe bei Euch der widrige Wind, der an Heftigkeit zunimmt, anstatt immer mehr nachzulassen, benimmt mir alle Lust, mich heute Abend noch in's Freie zu wagen. Wenn Ihr es mir zugestehen wollt, so werde ich diese Nacht in Eurer Gesellschaft zubringen.“

Diese Worte, welche einen befehlenden Ton hatten, verstatteten keine Widerrede, und der sonderbare Mann streckte sich ohne Weiteres auf der Matte nieder, die Ludolfsen zur Lagerstätte diente.

Er legte das alte Buch unter seinen Kopf als Kissen, und dem jungen Künstler eine Stätte neben sich anweisend, sagte er:

— „Nacht es ebenso wie ich, Kamerad, und vergebt, daß ich so frei mit Euch umgehe; aber ich bin ermüdet, ich falle nieder vor Schlaf. — Ueberdies scheint es mir, daß schon lange ein Band der Zuneigung unter uns besteht, das mich antreibt, Euch als Bruder zu behandeln. Kommt, wir wollen dasselbe Lager theilen; es wird um so wärmer darauf sein. Und zudem, wer weiß, ob es uns kein Glück bringt. . . .“

— „Euer Herz hegt gewiß viele schöne Hoffnungen, um so zu reden; aber ich habe keine mehr.“

— „Thörichter! Und noch so jung. . . .“

— „Ihr könnt nach dem, was ich Euch erzählen werde, urtheilen, ob ich Unrecht habe.“

— „Wohl denn, so laßt hören.“

Rudolf verließ langsam seinen Stuhl, ging zur Thüre, verschloß sie, kam zum Herde zurück, um neues Brennholz darauf zu legen, und indem er sich wieder auf die Matte niederlegte, begann er folgendermaßen:

— „Ja, ich bin Maler! Das Feuer der Kunst durchglüht mich und entflammt mein Herz. Es liegt in mir ein unweiderstehlicher Drang, eine Liebe für all die schönen Schauspiele der Schöpfung, die mich auf dem Wege, den ich mir erkoren habe, unterstützt und all meine Bestrebungen leitet. Dadurch daß ich mich der Malerkunst gewidmet habe, habe ich einem Rufe und einer anhaltenden Bewunderung des erhabenen Talentes Gehör gegeben, wodurch sich Rembrandt, van Deyk und so viele Andere berühmt gemacht haben. Von frühester Jugend an hab ich, wenn ich meinem Vater auf der Jagd folgte, oder wenn ich ihm im Walde sein bescheidenes Mittagsmahl brachte, oft vor Entzücken vor einem Naturanblicke stille gestanden, und die Sucht, dieses wiederzugeben, beselte mich so sehr, daß ich mich niedersetzte und mit schwacher Hand die Formen nachzuahmen suchte, welche die herrliche Natur mir darbot. O, wie glüht mein Herz,

um den Reichthum der Farben, welche die Gottheit auf unsere Erde gestreut hat, nachbilden zu können!

„Die rohen Skizzen wurden allmählig mehr ausgeführt, und durch eine ungläubliche Ausdauer und Studium, Beobachtung und Thätigkeit gelang es mir, diese oder jene Seite einer Landschaft oder der See mit mehr oder minder Wahrheit abzuzeichnen.“

— „So lernte ich auch zu Zaardam das Bearbeiten der Balken für den Schiffsbau,“ unterbrach ihn der Fremde.

— „Seid Ihr denn Schiffszimmermann?“ fragte ihn Rudolf.

— „Ja,“ antwortete der Andere, „aber fahret nur fort, wenn ich Euch bitten darf.“

— „Die größten Seiten aus dem Buche der Natur, so glänzend, so prächtig, hatten immer meine Einbildungskraft getroffen. Alles bot meiner Wißbegierigkeit reichen Stoff. Meine liebsten Erholungen waren fortan: die Sonne widerspiegeln zu sehen in dem gleichförmigen grünen Wasser des Meeres, träumen bei dem Hin- und Herwiegen der Blumen und Bäume, bei der Bewegung des Grases, verursacht durch die Flucht der summanden Bienen; das Lauschen nach dem Gesange des Goldfinkchens in dem blühenden Wispelbaume, oder mit dem Auge die Duerzüge des rauchfüchtigen Sperlings verfolgen, welcher das Fruchtkörnchen, das er auf dem Felde geraubt hat, in's Nest seiner Jungen bringt; oder den Sommervogel mit seinen mit Gold bestreuten Flügeln, von Strauch zu Strauch, von Blume zu Blume hüpfen zu sehen.

„Aber schöner war für mich noch der See, oder die Abendfeierstunde, welche auf der herrlichen Landschaft lag, wenn sich die Dorfkirche, die einsamen Weiler und die dunkelen Büsche in der lieben, blauen Luft abzeichneten.

„Unter dem Eindrücke, den die Stunden süßer Träumerei in meine Seele prägten, zeichnete ich mit Begeisterung die verschiedenen Naturbilder. Ich schrieb ungenaue Linien in den Sand, die der Wind, als wollte er mit meinen eiteln Bestrebungen Spott treiben, immer wieder mit seinem Hauche vernichtete.“

„Durch Erfahrung belehrt, verließ ich bald die unfläten Skizzen. Mit Kreide oder Holzkohle versehen, machte ich aus jeder Wand der Nachbarhäuser Zeichenpapier, und es wahrte nicht lange, so trugen alle Wohnungen die Spuren meines unbescheidenen Zeichnens.

„Welch eine unvergeßliche Freude war es für mich, Zeichenkreide und Papier zu besitzen, welches mir der Sohn des Bürgermeisters von Amsterdamm gegeben hatte! Ich arbeitete immer mehr. Ein italienischer Maler, der unsere Gegend bereifte, überraschte mich einst zufällig, als ich mich eines Morgens mit Entzücken mit dem Linienzeichnen beschäftigte. Er ließ sich herab, mir einige Aufmunterung zu Theil werden zu lassen, welche meiner Eigenliebe schmeichelten.

„Durch seine Fingerzeige gestärkt, kam ich so weit, daß ich so sorgfältig zeichnen lernte, um meine Gedanken wieder zu geben, aber es fehlte mir ein Meister, um meine guten Anlagen zu pflegen und meine unsichere Hand zu leiten.“

— „Im verfloßenen Jahre machte ich beinahe dieselbe Bemerkung vor der Schmiede des Meisters Sprachmann zu Bern. Ich beschloß einzutreten und ihn um Arbeit zu fragen, und ein Monat später war ich ein so gewandter Schlosser als er.“

— „Ich glaubte,“ versetzte Ludolf, „daß Ihr ein Zimmermann wäret . . .“

— „Bald das Eine, bald das Andere . . .“

— „Mein Vater, der Zeuge meiner Bestrebungen war und welcher sah, daß ich den geheimen Befehlen der Natur Gehör gab, trat keineswegs meinem Verlangen entgegen, als ich ihm zu verstehen gab, daß ich nach Amsterdam gehen wollte, um dort einen Meister zu suchen. Ich trat in Dienst bei Meister van Gicht, der Maler war, und damals einen großen Namen hatte. — Wenn ich des Abends mein Werk vollbracht hatte und mich zu meiner Ruhestätte begeben konnte, schlich ich mich in sein Arbeitszimmer, um die darin befindlichen Gemälde nachzubilden.“

„Das Geheimniß meiner Nachtwachen konnte nicht lange verborgen bleiben. In einer Nacht besiel mich einmal, da ich sehr ermüdet war, der Schlaf; und als mein Meister des Morgens unversehens in das Arbeitszimmer trat, überraschte er mich mit der Palette in der Hand, sitzend vor seinem eigenen Gemälde.“

„Ich stammelte einige Worte der Verlegenheit, und als er sich von der Verwunderung, die ich ihm verursacht, erholt hatte, bezeugte er meinem Werke einiges Lob, und um mich in meinem Bestreben zu ermutigen, zählte er mich von nun an unter seine Schüler.“

„Angepornt durch größere Erfahrung und die wohlwollende Theilnahme, nahm ich meine Arbeit zu Herzen. Unglücklicher Weise wurde mein Beschützer an den französischen Hof gerufen, um den Louvre auszumalen, und er kehrte nicht mehr nach Amsterdam zurück. Ich war also wieder ohne Führer. Um mein tägliches Brod zu verdienen, führte ich Secanfächten oder Landtschaften auf Tuch von kleinem Umfange aus, die ich den Kaufleuten in der Stadt zum Verkaufe anbot. Ueberall, wohin ich kam, war man wenig geneigt, um mir Lob zu spenden, und Keiner bedachte, daß ich heut' oder morgen dem Hunger unterliegen mußte . . .“

— „Armer Junge!“ unterbrach ihn der Fremde, der mit vielem Interesse der Erzählung folgte.

— „Ich kehrte jeden Abend in meine armselige Kammer zurück, immer fleher und matter werdend; der Kopf glühte, das Auge wurde schwach, die Börse war so leer wie der Magen. So war mein Leben.“

Das ist ein trauriger Anfang auf dem Wege der Kunst, nicht wahr? — Doch," fuhr der Maler fort, indem seine Lippen durch einen stolzen Zug den traurigen Ton verloren, „doch, bis zum äußersten Glende und zur schmerzlichsten Vergessenheit gebracht, blieb die Hoffnung, — der süße Trost des Armen — allein, um mein bitteres Leben, voller Leiden und Glend, noch durch ihre erquickenden Strahlen angenehm zu machen! Das Ziel meiner ausgewählten Laufbahn, wohin die Liebe zur Kunst mich trieb, kam mir so schön und so ruhmvoll vor, daß ich manchmal ob meiner Weichherzigkeit lachte und dann, meine Thränen trocknend, griff ich wieder zum Pinsel. — Die Hoffnung, mir selber ein Bestehen verschaffen zu können, lieb meiner geschwächten Hand, die zuweilen den Pinsel nicht zu führen vermochte, neue Kraft.

— „Das begreif ich wohl," sagte der Fremde. „Ich glaube Euch um so mehr, Kamerad, da ich mich selbst in dieser Weise einer Nacht von Angst und unaussprechlicher Qual erinnere, die ich halbtodt auf einem Schlachtfelde durchgebracht habe, worauf ich von Sonnenaufgang gestritten habe. Die Ebene lag ruhig da, in einförmiger Stille, die Dunkelheit war undurchdringlich für das Auge. Der Schnee fiel in riesigen Flocken auf meine blutenden Wunden und machte deren herbe Schmerzen noch qualvoller. Ich verlor allmählich meine Kräfte; ein brennendes Fieber festelte mich an dem Boden und ein nicht zu löschender Durst ließ mich fast verschmachten. Immer näher mein letztes Stündchen vor mir sehend, fast fünfzehn Meilen von einem bewohnten Orte entfernt, vielleicht vergessen von meinen Freunden, der Hülfe beraubt, welche ich mit Recht erwarten zu können glaubte — schien es mir gewiß, daß ich so sterben sollte; jedoch fühlte ich in der Tiefe meiner Seele eine schwache Hoffnung des Glückes, das meinen Zustand in Wirklichkeit verändern könnte. . . ."

— „Er ist auch schon Soldat gewesen," dachte Ludolf bei sich selbst, „das wird wahrlich seltsam!"

— „Das Schicksal ist Euch noch viel schuldig," fuhr der Fremde fort; „ist es noch erbittert gegen Euch?"

— „O, mein Stern wird nicht so leicht verändern; ich bin dem Unglücke geweiht! Die Krankheit meines Vaters rief mich nach Weesp; ich habe Euch schon gesagt, welcher Schlag da meiner wartete Unq doch, ich muß es bekennen, genieße ich in dieser Hütte, worin so viele theure Erinnerungen für mich leben, ein Glück, das mir in der Stadt fehlte: das kommt daher, daß ich mehr mit der Natur in Beziehung getreten, und das sagt viel für die, welche die Wohlthaten begreifen, die sie ausgießt. Die Wanderungen über die Hügel und durch die Büsche haben für mich einen neuen Reiz, den ich bisher noch nicht habe würdigen können. Der Himmel, der sich verdunkelt oder erhellet, die Wolke, welche schwarz und düster über unserm Haupte schwebt, der Schnee, der den

Beg bestreut, die Blätter des Baumes, mit denen der Wind spielt — das Alles erstickt und unterdrückt meinen Schmerz und erhebt meinen Geist. Doch, was aus mir werden wird . . . was ich morgen sein werde“ . . .

— „Wenn Ihr einmal reich, glücklich und bewundert würdet?“ rief freudig der Fremde aus, während Rudolf wieder in seine Erwägungen versank.

— „Wahrlich,“ sagte Rudolf, „ich gestehe, daß mir dies Alles sehr sonderbar vorkommen würde.“

— „Ich kenne Etwas von der Zauberkunst und ich will . . .“

— „Aber wie? was? Betreibt er denn alle Beschäftigungen der Welt?“

— „Warum nicht? Nun denn, ich will Euch eine gute Zukunft vorher sagen, Freund Rudolf,“ versetzte der Unbekannte, während er das Buch durchblätterte.

— „Was ist das?“

— „Das? . . . das birgt das Geheimniß der Zukunft in sich; vielleicht Euern künftigen Ruhm.“

— „Laß uns erst sehen, ob noch Etwas im Krüge ist?“ sagte spöttelnd der Sohn des Wölfsjägers, indem er aufstand um den Krug zu holen und ihn auf den Tisch zu stellen.

— „Ha! ha! Ihr wollt mir vorwerfen, daß ich zusiel von Eurem Franke gekostet habe, mein bester Gastherr! rief der Fremde lachend; „das ist nicht schön von Euch gehandelt.“

— „Nein,“ antwortete der Künstler, „Ihr seid viel zu mäßig gewesen, als daß Euer Verstand durch meine Gastfreiheit außer Fassung gekommen sein sollte. Ich werde nun Acht geben; fangt an.“

— „Aus der schrägen Linie Eurer linken Hand, die in den Stern, der da so deutlich hervortritt, ausläuft, sehe ich, daß Euer Name in der Welt mit Auszeichnung wird genannt werden.“

— „Ich zweifle daran nicht.“

— „Ein Fürst, der übermäßig reich ist, zieht Euch an seinen Hof. . .“

— „Steht das in der Handschrift?“

— „Gewiß . . . Ihr werdet viele Neider finden . . .“

— „Weil man mir viele Ehre zuerkennen wird.“

— „Aber Eure Feinde werden Euch auf Eurer Laufbahn nicht aufhalten können, und diese wird lang und schön sein. Bald werdet Ihr auf dem Gebiete der Kunst einen hohen Standpunkt eingenommen haben.“

— „Ja . . . so hoch, daß ich mich vielleicht als Barrabas in der Kreuzigung abmalen lassen kann.“

— „Ich sehe in meinem Buche, daß Ihr der Lieblingsmaler eines großen Fürsten werdet.“

— „Sonderbare Vorher sagung! Ich, der Sohn eines Wildjägers,

sollte mich so hoch erheben, so nahe bei einem Throne leben? Ihr wollt meine armfellige Gastfreiheit belohnen durch solche schöne Vorspiegelungen; aber glaubet es, ich würde sehr glücklich sein, wenn man mir mit Sicherheit ein Stück Brod vorher sagte."

— "Vertraut meinen Vorhersagungen."

— "O! wir sind große Kinder; laßt uns aufhören zu scherzen, und laßt uns lieber schlafen."

— "Glaubt Ihr denn nicht an Vorhersagungen?"

— "Nein, und Ihr?"

— "Ich rühme mich, stark daran zu glauben; um so mehr, da man mir vorhergesagt hat, daß ich ein großer Befieger werden würde."

— "Und glaubt Ihr das?"

— "Ganz gewiß."

— "Schlafet wohl!" sagte Ludolf, indem er sich auf eine etwas unhöfliche Weise abwendete.

Die beiden neuen Freunde schliefen die ganze Nacht hindurch.

Als der Tag anbrach, war Ludolf, der seinen Schlafgenossen fast vergessen hatte, sehr verwundert, daß er ihn neben sich liegen fand, schnarrend, wie ein einfüßiger Sterblicher. Indem er sich die Augen rieb und die Arme reckte, sah er ein Stück von dem alten Buche aus der Matte hervorkommen, und indem er sich zur selben Zeit an das eigenthümliche Wesen des Fremden erinnerte, als er ihm des vorigen Abends sein Glück verkündigte, und an den Werth, den dieser an das unansehnliche, verschlossene und fast von Würmern gefressene Buch knüpfte, nahm er es mit großer Besorgniß fort, öffnete es und ließ seine neugierigen Blicke darin rumschweifen. Aber seine Neugierde wurde nicht befriedigt; sie wurde im Gegentheil noch weit stärker, da er keinen einzigen Gedanken, der in den Zeichen lag, die auf dem wohlriechenden Pergamente durcheinander geschrie- ben standen, begreifen konnte.

Aufs Höchste niedergeschlagen ob der Täuschung, schlug er ärgerlich das Buch zu, als der Fremde, wach geworden, aufsprang und mit einem Tone lächerlicher Besorgniß ausrief:

— "Wo sind meine Schlüsselbeine?"

— "Eure Schlüssel?" fragte Ludolf, verwundert über solche Frage.

— "Zawohl, Ihr habt sie in Euern Händen."

— "Ich Eure Schlüssel in Händen haben?"

Der Fremde nahm ihm mit einem Ruck das Buch weg, das er alsdann auf seinen Knien durchblätterte, und indem er es mit einer sonderbaren Schnelligkeit und außergewöhnlichen Neugierigkeit durchblief, kamen von Zeit zu Zeit rohe, abgebrochene Worte über seine Lippen, die dem Künstler keinen Zweifel übrig ließen, daß der Fremde an einer Krankheit der Sinne leide.

— „Armer, verlorener Verstand!“ sagte der Künstler stille für sich mit mitleidsvollem Tone.

— „Ihr laßt wohl noch einmal Eure Vorhersagung?“ sagte plötzlich die sonderbare Person, den Kopf erhebend und mit Mühe ein spöttisches Lächeln verbergend.

— „In Wahrheit,“ sagte Rudolf, „das würde mir sehr schwer fallen; — was kann man in dieser dunkeln und verworrenen Schrift entziffern? Ich habe niemals Griechisch gelernt. Ist es das vielleicht, was Ihr Eure Schlüssel nennt?“

— „Ja!“

— „Ich bin erfreut, es zu wissen. Und warum gerade dieser seltsame Titel?“

— „Weil er dem Werke gebührt, das unter allen Werken, welche über die Schwarzkunst geschrieben sind, berühmt ist. Es ist die Sammlung von Urtheilsprüchen und Vorhersagungen, selbst von Salomo, wie sie die reinste und am Wenigsten verdächtige Uebersetzung von Geschlecht zu Geschlecht hat fortzupflanzen können, von dem Ohre des Hohenpriesters an, dem sie wörtlich anvertraut waren, bis zu der Feder des Rabbi Moyseus, der sie im Jahre 1102 auf dieses Pergament schrieb. Dieser Letzte stand neben dem Sterebette eines Klausners, dem letzten Sprosse der edlen Familie des Hohenpriesters; er erhielt eine Kiste voller menschlicher Gebeine zum Geschenke, welche in der stillen Abgeschiedenheit zusammengesucht worden waren, und worauf er mit einer Bleifeder die geheimnißvollen Worte geschrieben hatte, die in seinem Gedächtniß eingeprägt standen. Dieses Buch, einzig in seiner Art, ist die erste Perle einer Büchersammlung, welche ich zu Nidy-Novogorod, einer Stadt in Rußland errichtet habe, zur Belehrung des Volkes.“

— „Wie? Seid Ihr denn auch Buchhändler?“ fragte Rudolf. — „Sagt mal, Freundschen, Ihr macht mir allerlei weiß; was habt Ihr mir seit gestern all' für schöne Dinge vorgeplaudert? Es ist unmöglich, oder Ihr müßtet denn der Gottseibetuns in Person sein, daß Ihr all die Beschäftigungen zugleich ausübt; Euer ganzes Leben würde dazu nicht hinreichend sein! Ihr seid Zimmermann, Schlosser, Seemann, Soldat, Hexenmeister, Buchhändler; Ihr seid Alles was Ihr wollt, — und das ist doch sehr schön. Auf solche Weise solltet Ihr wol General, Oberpriester, und selbst Kaiser sein können.“

— „Nun, ich finde auch nicht, warum das nicht sein könnte,“ versetzte der Fremdling ruhig.

— „Ich würde mich auch nicht dagegen stemmen.“

— „Ich glaube es wohl. Ich würde Euch sonst keine Lectionen im Zeichnen geben.“

— „All diese schönen Träume werden uns nicht weit bringen. Wenn

ich selber nicht fürchtete, mir selbst zu schmeicheln, so würde ich sagen, daß ich meine Zukunft einer weit geringeren Gefahr ausgesetzt sehe, als die Curige, obwohl der Zustand meiner Verhältnisse nicht der Art ist, daß er eine glänzende Hoffnung hegen läßt. Aber es wird schon Uchter Tag; es ist Zeit, daß ich zur Stadt gehe, um Arbeit zu suchen; erlaubt mir, daß ich Euch verlasse. Ihr könnt hier so lange bleiben, als Ihr Lust habt; ruhet ganz nach Eurer Bequemlichkeit und thut ganz so, als wäret Ihr zu Hause."

— „Ich danke Euch, ich werde gerne von Euren Anordnungen Gebrauch machen," antwortete der Fremde, der schon seit einigen Augenblicken auf einem Blättchen seines Tagebuches mit Bleistift schrieb — „und da Ihr zur Stadt geht, so macht mir das Vergnügen, dieses Briefchen einem meiner Freunde zu überbringen, der gewiß meinetwegen sehr beunruhigt ist; denn er hat mich seit fünf Tagen nicht gesehen. Das wollen wir also noch zu dem Danke fügen, den ich Euch bereits schuldig bin."

— „Nun, man wird gewiß nicht sagen können, daß dieser zu wenig von mir verlangt," dachte der Maler, „ich kann sagen, daß ich zugleich Herr und Knecht dieses gutherzigen Mannes bin. Doch wozu einem Sinnelosen Etwas verweigern? Das wäre nicht recht gehandelt. Dabei wird es mir wenig Mühe machen, da ich doch nach Amsterdam gehen muß. Gebt mir den Brief," sagte er laut zu dem Fremden, und seid versichert, daß der Auftrag gut ausgerichtet werden wird."

— „Ich rechne darauf," wiederholte der Fremde, indem er ihm den Brief übergab; „Eure Hand . . ."

— „Sieh' doch!"

— „Freunde in Leben und Tod!"

— „Das ist ein Wort!"

— „Auf Wiedersehen, Herr Maler seiner Majestät!" Ludolf ging und zuckte die Achseln.

II.

Ludolf Bachhusen war bereits an den Thoren der Stadt Amsterdam, als ihm der Auftrag seines Gastes wieder ins Gedächtniß kam. — „Lass' einmal sehen," sagte er, indem er nach seiner Tasche griff, „wem ich das Briefchen überbringen muß?"

Der Brief trug die Aufschrift: An Prinz Alexis Collovin u. s. w.

— „Ein Prinz!" rief der Künstler vor Verwunderung aus. Ich

habe eine Vorahnung, daß der Sinnenlose mich in Ungelegenheit bringen wird. Ich habe viel Lust, um seinen Brief nur zu vergessen“

Er schritt unschlüssig durch die Gassen der Stadt, die man in Wahrheit ein Nest eines Wasservogels nennen kann; ein Platz, wo die Kaufleute als Herren geherrscht haben, wo alle Gewerbsähigkeit in voller Freiheit ausgeübt wurde.

Diesmal gab er sich nicht, wie dies öfter geschah, seinen Träumen von der Kunst hin, und nicht übergab er sich der poetischen Bewunderung; er ging vielmehr gleichgültig, wie ein gewöhnlicher Müßiggänger an den schönen Gebäuden vorbei; er zeichnete keines derselben, wie er dies sonst zu thun pflegte.

Er hatte kein Ohr für das wohlklingende Glockenspiel, das von den Kirchen an den Ufern der Amstel ertönte.

Nur fiel ihm ein, daß er ein Kreuzzeichen machen müsse, als er eine Leiche an einem Galgen hängen sah, der sich schwarz vor der dunkeln Luft abzeichnete.

So vertiefte er sich in seine düsteren Gedanken, als sein Fuß an die unterste Treppenstufe vor der sogenannten Dule stieß, da, wo er den Brief des Fremden seiner Bestimmung übergeben mußte. Dies weckte ihn aus seinen traurigen Gedanken, die auf's Neue seine Seele überwältigt hatten.

Es war, als ob ihn eine unsichtbare Hand dahin geleitet habe, während er in seinen trüben Erwägungen unschlüssig den krummen Gassen Amsterdam's folgte.

Die Dule war eins von den öffentlichen Gebäuden, die zum Vortheil der Stadt vermietet werden. In früheren Zeiten kamen die holländischen Jünglinge darin zusammen und übten sich im Schießen mit der Armbrust.

Als Ludolf sah, daß er an das Ende seines Weges gekommen war, ließ er den Plan, seinen Auftrag nicht zu vollführen, fallen.

— „Wöge davon kommen, was da wolle,“ sagte er, um seiner Besenklichkeit ein Ende zu machen.

Er trat entschlossen in das Portal, unter welchem er einen Mann, der ihm wie ein Tartar vorkam, und der ganz in Pelz gekleidet war, antraf. Dieser fragte ihn in einem fast unverständlichen Kauderwälsch, was er in der Dule zu schaffen habe.

— „Ich muß Prinz Alexis Gollosin sprechen,“ sagte ihm der Künstler höchst einfach.

Der wilde Mann begann ob der Einfalt Ludolf's so zu lachen, daß er sich schüttelte. Er machte ihm, soviel als möglich begreiflich, daß man nicht so leicht zu einem Bojaren käme, als man in eine Herberge gehen könne; daß man sich eine Einlaßkarte verschaffen müsse, und daß man nur in einem Gallakleide und mit Schuhen, woran kein Schmutz und mit Strümpfen, die gestopft seien, zugelassen werden könnte.

Während der in Belz Gehülte ihn auf solche Weise verschiedene Beweisgründe vorplauderte, wovon der eine bestimmter, als der andere ihn die Unmöglichkeit vorstellte, dem Fürsten vorgestellt zu werden, bemerkte Bachhuyzen, der ihn schon einige Augenblicke sehr stark betrachtet hatte, an einer Goldborde und einer Nummer auf der Brust, daß er ein gewöhnlicher Stallknecht sei — ein Umständemacher, der seine Freude darin fand, ihn an der Thüre stehen zu lassen.

Stolz von Natur, wurde er ergrimmt, daß er die Zielscheibe eines plumpen Spottes von einem gewöhnlichen Menschen sein müsse und er unterbrach ihn plötzlich in seinen Plaudereien. Er sprach zu ihm in einem Tone, der keine Widerrede duldet:

— „Ich will Fürst Alexis sprechen; ich will ihn sogleich sprechen.“

— „Aus wessen Auftrag?“ fragte der Knecht, überrascht durch die entschiedene Erklärung des Jünglings.

— „Ach! es ist wahr,“ sagte Rudolf sich höchst verlegen hinter den Ohren juckend, und ich habe vergessen nach dem Namen meines Gastes zu fragen.“ —

Aber sogleich bekam der Maler einen Einfall, er sagte mit großer Kälte: „Sieh' hier! ein Briefchen für den Fürsten; er weiß wohl, wer mich geschickt hat.“

Und er zeigte sein Briefchen dem Stallknecht des Bogaren.

Kaum hatte dieser das Siegel gesehen, so wurde sein Gesicht im nämlichen Augenblicke bleich und roth und er sagte in Verlegenheit allerlei Höflichkeiten, wovon Rudolf kein Wort verstand. Er ersuchte den Künstler, ihm zu folgen, und überhäufte ihn mit allerlei Zeichen und Beweisen übertriebener Ehrerbietigung, indem er ihn durch eine ganze Reihe von prächtigen Sälen führte. Im letzten angekommen, öffnete er eine kleine Thür; sich verneigend und mit lächerlichen Geberden der Höflichkeit bat er den jungen Bachhuyzen einzutreten.

— „Nimmer schöner!“ dachte der Maler, „ich gerathe von einem Narren zum anderen.“

Der Maler trat ein, nicht ohne Verwunderung über die so plötzliche Veränderung.

Vor ihm, einige Schritte von einem großen, eisernen Ofen, der von der Hitze glühte, saß ein noch kräftiger Greis mit lebendigen funkelnden Augen. Er lag hintenüber in einem breiten Lehnstuhle und rauchte seine Pfeife. Rudolf bemerkte ihn anfangs hinter den blauen Wolken, deren wohlriechende Kringeln langsam zu der vergoldeten Decke des Saales aufstiegen, nicht.

— „Was willst Du, Junge?“ fragte ihn barock der russische Herr.

Verlegen überreichte der junge Maler dem Alexis den Brief, ohne auch nur ein einziges Wort hervorbringen zu können.

„Meris Gollosin! . . . der bin ich!“ sagte der Fürst, indem er die Adresse las. „D, ich weiß schon, von wem du geschickt bist — nimm Platz und warte.“

Ludolf willfahrte, wie ein Werkzeug.

„Er weiß, von wem ich komme,“ dachte Ludolf, noch mehr in das Netz der Ungewißheit gerathend.

„Ich möchte es wahrlich auch gerne wissen! doch darum keine Besorgniß. Mein Narr hat mich jedenfalls in keinen schlechten Handel gethan, dafür bin ich ihm dankbar. Wir wollen sehen, wie das ablaufen wird.“

— „Die Befehle Deines Gönners sollen pünctlich ausgeführt werden, Herr Bachhuyßen,“ sagte der Fürst mit sehr wohlwollendem Tone, nachdem er aufmerksam den Inhalt des Briefes durchgelesen hatte.

„Seine Befehle? . . . mein Gönner? . . . und er spricht nicht mehr mit so barschem Tone!“ murmelte der Junge verwundert. — „Aber was soll das bedeuten? Sollte ich unglücklicher Weise einem anderen Narren in die Hände gerathen sein? Oder . . . was auch möglich ist, sollte ich selbst besinnungslos geworden sein!“

Prinz Gollovin hatte sich erhoben. Er öffnete ein schweres Kistchen, welches auf einem Koffer in einer Fensternische stand, von wo die einzigen Lichtstrahlen in das Cabinet fielen. Der Fürst nahm eine gefüllte Börse daraus hervor, in dessen Metall-Klange man sich nicht irren konnte.

— „Sieh' hier,“ sagte er, sich dem Jüngling freundlich nähernd, „was ich von dem beauftragt bin, Dir einzuhändigen, der Dich geschickt hat. Ich danke Dir zugleich für die Bemühung. Mein Sohn wird mit Dir abreisen, da Du nach Amsterdam gekommen bist, um ihn abzuholen. Es thut mir leid, daß ich Dir nicht gleich folgen kann; meine Pflicht hält mich noch bis zum Abend in der Stadt. Wir werden uns heute Abend wieder sehen. Ich werde das Vergnügen haben, Dich in Deiner Wohnung zu besuchen.“

Ludolf stand da, wie vom Schläge gerührt. Er getraute sich nicht, den Vojaren um nähere Aufschlüsse zu fragen.

Der Fürst klingelte, und bald erschien eine Anzahl Diener in reicher Livree, welche ein holdes Knäblein von ungefähr sieben Jahren einführten. Gollosin schloß das Kind entzückt in seine Arme, küßte es wiederholt und sagte zu dem jungen Maler:

— „Gehe hin, ich vertraue Dir meinen kostbarsten Schatz; kehre Heim, und der Herr geleite Euch!“ —

III.

Glücklich, wie er nie zu werden hoffen durfte; reich, wie er niemals gewesen, schlug Rudolf Bachhuyzen den Weg nach seiner Heimath ein. Zum ersten Mal kehrte der Sohn des Wolfsjägers seit dem Tode des Vaters ohne Thränen in den Augen zu seiner Hütte zurück.

Er führte den kleinen Reisegesährten bei der Hand, der mitunter vor Freude, daß er frei einhergehen konnte, sang und hüpfte.

Rudolf bewahrte ein langes Stillschweigen; endlich aber erlag er seiner Neugierde, um durch einige schlaue Fragen von dem Kinde Auskunft über den Gast zu erlangen. Aber es war fruchtlos: das Kind verstand die holländische Sprache nicht.

"Ach, wiederum zum Stillschweigen verurtheilt!" sagte Rudolf zu sich selbst. "Man muß sich darin ergeben! Aber welche sonderbare Abenteuer! — Wer ist der Mann, der alle Beschäftigungen ausübt, alle Länder kennt und mit allen Wissenschaften vertraut ist? der zu Fuß reiset wie ein armer Wanderer, mit dir spricht mit dem Tone eines Fürsten und dich für einen einfachen Dienst mit Gold belohnt? Welche geheimnißvolle Bande fesseln ihn an den russischen Prinz, der seine geringsten Befehle mit größter Pünktlichkeit ausführt und mir eine Aufmerksamkeit bewies, die mich in der That verlegen machte, und das nur darum, weil ich ihm den Brief überbrachte? Warum beauftragte er mich, das Kind mitzunehmen? Warum mir sagen, daß er das Vergnügen haben würde, mich in meiner Wohnung zu besuchen! Sollte er wol wissen, in welchem elendem Aufenthalte er seinen Sohn wieder finden wird?"

Mit diesen Gedanken verließ Rudolf Amsterdam. Er ging sehr schnell des Weges; denn in der strengen Jahreszeit lagert sich die Nacht sehr bald auf den Erdbreis, und er wünschte, noch mehr, als das Kind die gastfreie Hütte zu erreichen.

In der Absicht, den Weg, den er noch zu machen hatte, abzukürzen, beschloß er den Landweg zu verlassen und einen Fußpfad einzuschlagen, der theils unter dem Schnee verborgen, ihn durch den Wald von Weesp führte.

Sie gingen beide einige Zeit unter den dicht verschlungenen Bäumen, welche unter dem Gewicht des Reises gebogen waren, über schmale Wege dahin, die ein düsteres, trauriges Aussehen boten, und durch die Unebenheiten des Bodens Mühseligkeiten verursachten. Hier und da erblickten sie eine dichte dunkle Masse von Strauchwerk, welche für den Menschen unzugänglich und nur für wilde Thiere bewohnbar war.

Das Krachen der Fußstritte, der scharfe Wind, der von Zeit zu Zeit die Gipfel der hohen Bäume gegeneinander schlug und den Reif und den

Schnee durcheinander jagte, war das Einzige, was in dem dunkeln Busche vernommen wurde. Es war keine Abwechslung in dem Schauspiel: Bäume, Nichts als Bäume, war Alles was sich vor den Augen der Wanderer entfaltete.

Es wurde allmählig Abend. Ludolf gab sich den Träumen des Glückes gänzlich anheim, ohne daß das Eiffige, das ihn umgab, ihn aus diesem Schlummer aufwecken konnte. Er war ja an solche Natur gewohnt; er lebte in derselben von erster Jugend an und sie war ihm eigen geworden.

Das Kind, welches an seiner Seite fortschritt, hielt sich zuweilen fester an Ludolf's Hand, wenn es das Geheul eines Wolfes in der Ferne vernahm; es erhob dann seine Augen und starrte seinen Begleiter an; doch dieser schien Nichts zu hören. Er war mit seinem Glücke beschäftigt, und lächelte wie einer, der nicht mehr alle Sinne besitzt.

Ludolf ging nun mit gesenktem Kopfe auf einem breiteren Weg, als der Fußpfad war. Mit der einen Hand hielt er die Börse fest, die ihm der Fürst gegeben hatte, und der Jüngling lachte vor inniger Freude; wenn er den Klang des Goldes vernahm. So reich sein! O, wer hätte das jemals hoffen und wünschen dürfen!

Gellosin's Sohn fing an müde zu werden; er schritt nur noch mit Mühe fort und hing in Wahrheit an der Hand des jungen Malers. Das Knäblein gab seine Ermüdung endlich dadurch zu erkennen, daß es über eine Baumwurzel strauchelte und hinfiel.

Dies rief den Maler aus seinem tiefen Nachsinnen wach. Er erwachte, sah den jungen Ivan und gewahrte auch bald sehr deutlich, daß er den nächsten Weg nicht eingeschlagen habe. Er sah, daß er sich aufs Neue auf einem Fußpfade befand, der ihn, jedoch auf einem ziemlich weiten Umwege nach seinem väterlichen Dache geleiten würde.

Dann das Auge nach dem Kinde richtend, flog das Mitleiden in sein Herz auf, und nachdem er das Knäbchen wärmer in sein Belzmäntelchen eingedreht hatte, hob er es auf seine Schultern, erreichte mit der ihm anvertrauten Bürde wieder den breiten Weg und ging schnellen Schrittes weiter. Er war eine Viertelstunde von seiner Hütte entfernt.

IV.

Es war schon spät am Abend und der Fremde saß allein in der Hütte Bachhusen's am Feuer. Er saß regungslos, ernst und bekümmert da, während er unablässig auf jedes Geräusch, das sich draußen erhob, horchte.

Mit einem Mal schreckte er auf, als er ein leises Klopfen an der Thüre vernahm.

„Endlich!“ rief er aus, sich erhebend.

Aber er trat zurück, schmerzlich getäuscht, denn anstatt Rudolf und Zwan zu sehen, war es Prinz Gollovin, welcher eintrat.

— „Und Zwan?“ fragte der Fremde ängstlich.

— „Mein Sohn?“ antwortete der Eingetretene in demselben Tone.

— „Ja, warum hast Du ihn heute Mittag nicht geschickt, wie ich es verlangt hatte?“

„Es ist doch so geschehen.“

— „Und wo ist dann der junge Maler, der Dein Kind hierherführen sollte? Wo sind die Weiden? Rede!“

„Gott! sind sie denn nicht hier?“ rief Gollovin aus, indem er bleich wurde vor Schrecken.

— Der Gast machte eine Gebärde, welche der Bojar ach! allzugen verstand.

„O, Sire!“ rief Alexis aus, fast ohnmächtig zu den Füßen des verstummten Czars niedersinkend. „O Sire!“ sollte meinem Kinde ein Unglück zugestoßen sein?“

„Sire?“ wirst Du, lieber Leser fragen! Ja, es war in der That Peter I., Kaiser von Rußland, den Rudolf Bachhuyssen, der Sohn des Wölfejägers, der unbekannte Maler, die Waise, die von Allen verlassen, in seiner arnigeligen Hütte zu Gast hatte.

Peter der Große, der sich bereits als fünf und zwanzigjähriger Fürst mit Ruhm durch die Besiegung der Türken und Tartaren bedeckt hatte, nährte in seiner Brust das Streben für Fortschritt und Wissenschaft. Er empfand es schmerzlich, einst Beherrscher eines Volkes zu sein, dessen Nothheit noch alle Bildung des Geistes und des Herzens unterdrückte.

Die Bildung Europa's in seine Staaten verpflanzen, den Handel erheben, eine Schiffahrt hervorrufen, die Künste pflegen, die Unterthanen, die ihm anvertraut waren, der Unwissenheit und dem Aberglauben entreißen: das war das erhabene Ziel, wohin sein ganzes Thun und seine ganze Hoffnung gerichtet war.

Um durch eigene Erfahrung seine Kenntnisse zu bereichern, mit eigenen Händen verschiedene Künste und Gewerbe auszuüben, verließ Peter der Groß: sein Land, um es nach seiner Rückkehr besser beherrschen zu können. Damit er aber frei als Bürgermann reisen könne, nahm er Niemand anders als Reisegefährte mit, als den General Lefort, den Bojar Alexis Gollovin, Gouverneur von Sibirien, und den Rath Bonigin.

Als er eines Tages längs den Ufern von Horngradt lustwandelte, fand er in der Bude eines armen jüdischen Tröbler's zwei Seestücke, wahre

Meisterstücke in Hinsicht der Auffassung, der verwandten Mühe und der Wahrheit: sie waren das Werk Ludolfs, der uns als Sohn des Wölfsjägers bekannt ist.

Peter erkannte den großen Werth der Stücke und kaufte sie. Jeden Morgen stand er in Betrachtung vor den prächtigen Gemälden, die so wundervoll wiedergegeben waren. Er kannte den Namen Bachhuyzen schon lange vorher, als er ihn um Gastfreiheit ansprach, und es ist leicht zu begreifen, daß die Auslegung der salomonischen Prophezeihungen nur ein Vorwand war, um ihm das zu sagen, was er ihm zugebracht habe.

Kehren wir nun wieder zu dem herzzerreißenden Schauspiel zurück, welches in der Hütte des Wölfsjägers stattfand, nachdem Alexis Gollovin aus dem Munde des Kaisers vernommen hatte, daß sein Sohn Iwan noch nicht angekommen.

Einige Minuten lang war der unglückliche Vater alles Gefühles beraubt, jedoch durch die Sorgfalt des Kaisers kehrte er allmählich zum Bewußtsein zurück. Er vergoß Thränen und mit zitternder Stimme, die das Herz Aller durchbohrte, welche ihn begleitet hatten, rief er zuweilen aus:

— „Wo ist mein Sohn? — Was mag ihm überkommen sein? — Gott! mein Gott! gib mir meinen Sohn wieder!“ . . .

— „Beruhige Dich, Prinz!“ sagte Peter; es wird ihm kein Unfall zugestoßen sein; er ist in guten Händen; sein Führer ist ein zuverlässiger und ergebener Freund der alles Vertrauens würdig ist. Um aber deine unerklärliche Angst zu beschwichtigen, wollen wir gehen, ihn aufzusuchen, um zu erfahren, was die Ursache dieser Verzögerung ist.“

Der Wunsch des Czaren war ein Befehl für Alle, welche das Gefolge Gollovins ausmachten; zu diesen gesellten sich noch General Lesort und der Rath Bontzin. Man beeilte sich, einige Fackeln anzuzünden, und Alle von Peter's Vorbild beseelt, eilten hinaus und schlugen die Richtung nach dem Walde ein, welcher in einen dicken Nebel gehüllt war.

Bald sah man den rothen Schein des Feuers in den herabstehenden Zweigen der Bäume, und das Echo wiederholte das Geschrei der Muffen, die dadurch den armen Verirrten ankündigen wollten, daß sie hinausgegangen waren, sie zu suchen.

Das Gefolge des Kaisers hatte sich vertheilt und nach allen Richtungen in den Wald zerstreut; doch bald war es wieder zusammen, ohne seine Versuche erfolgreich gesehen zu haben. — Man kehrte auf demselben Wege nach der Hütte zurück, den Ludolf und Iwan eingeschlagen hatten. Fürst Gollovin war niedergeschlagen; er seufzte tief, und verzeufelnd die Hände ringend, jandte er bisweilen thränenvolle Blicke zum Himmel.

O Wunder! in einiger Entfernung bemerkte man im Schnee Fußspuren. Dieses schwache Zeichen ließ einigermassen die Hoffnung in der

Seele des Bojaren wieder aufleben, und er beorderte die Genossen, sogleich ihre Nachforschungen mit neuem Eifer fortzusetzen.

Ein neuer Schlag traf ihn: das Geheul eines Wolfes klang ihm aus der Ferne entgegen und auf einigen Stellen sah man den Schnee durch die Pfoten dieser Alles verschlingenden Thiere aufgescharrt. Dies versetzte ihn in grauenvolle Gedanken. Jeder hatte dieselben Befürchtungen im Herzen; Niemand ließ sie aber über seine Lippen kommen. Bei genauerer Untersuchung sah man die Eindrücke der Pfoten der Wölfe, welche den Fußspuren der Beiden gefolgt zu sein schienen.

Gollosin verlor nun allen Muth. Seine Haare stiegen zu Berge; sein Blut erstarrte in seinen Adern; er stieß ein Geschrei der Verzweiflung und des Schmerzes aus, und bleich, wie ein Todter, wankte er fort, fast gelähmt von dem großen Schrecken, und er beobachtete jedes Zeichen auf dem Boden sorgfältig, um aus diesem stummen Buche das Geschick seines unglücklichen Sohnes zu lesen.

Das wilde Thier schien geraume Zeit den beiden Vermißten gefolgt zu sein. Aber eine Strecke weiter standen die menschlichen Fußtritte weiter auseinander — aber auch ebenso die grauerregenden Eindrücke der Pfoten. Der Begleiter und das Kind hatten ohne Zweifel den Feind bemerkt und die Flucht nehmen wollen.

An dem Seitenwege eines Hügels, auf dessen Höhe und Halde hundertjährige Tannenbäume ihre Zweige ineinander schlangen, fand man die Börse Ludolfs und das Pelzkäppchen von Iwan. Dabei sah man den Schnee aufgescharrt, was hinlänglich bewies, daß ein Ringen stattgehabt hatte. Man gewahrte auch große Flecken in dem Schnee.

„Gott! mein Gott!“ rief da der Bojar aus, „das ist das Blut meines Sohnes. Warum bin ich auch nicht mit auf den Weg gegangen, um ihn gegen Zufälle zu beschützen!“

Man ging weiter, und man sah auf verschiedenen Stellen dieselben blutigen Zeichen auf dem Boden. Die Mannen alle standen da, wie vom Blitze gerührt. Der verzweifelte Vater und die Liebe, welche alle zu dem jungen Iwan empfanden, erfüllten Aller Herzen mit Angst, und sie konnten die schreckliche Ungewißheit, worin sie sich befanden, fast nicht mehr ertragen.

Gollosin wankte über das Schneefeld dahin, das Haupt auf der Brust geneigt, bis er endlich dem allzu großen Schmerze erlag und nicht mehr im Stande war, auch nur einen Schritt zu thun.

Als seine tiefsergriffenen Diener ihm alle Hülfe boten, die sie ihm nur gewähren konnten, ertönte ein schmerzhafter Schrei durch das Gebüsch, und alsbald stürzten die Mussen darauf zu.

Der Kaiser lag auf einem Knie in dem Schnee und vor ihm ein bluttriefender Mensch, der leblos zu sein schien.

Es war Rudolf, der noch als Beweis seines Muthes, einen Wolf, den er erwürgt hatte, in seinen kräftigen Armen hielt. Der Jüngling war mit Blut bedeckt; seine Hände und sein Angesicht waren damit besudelt, und die Kälte hatte das Blut, das aus den Wunden geflossen war, auf seinem bleichen Antlitze getrocknet. Der Schmerz des Kaisers war in diesem Momente mehr ausgeprägt, als man es hat denken dürfen; sein Angesicht war bleich und erstarrt, und einige Thränen glitten über seine Wangen. Er hob den Jungen, der noch einen schwachen Athemzug vernehmen ließ, auf. Dieser schmerzhafteste Ton deutete wenigstens an, daß er noch nicht ganz seiner edelmüthigen Freundschaft entzogen sei. Peter wusch und verband die Wunden, welche glücklicher Weise tief, aber nicht lebensgefährlich waren.

Endlich schlug Rudolf die Augen auf und mit kaum vernehmbarer Stimme sagte er, indem er zugleich seinen Arm erhob:

„Das Kind ist dort — dort in dem hohlen Baume!“

Ein allgemeiner Hurrahruf folgte diesen Worten und erklang durch den ganzen Busch, da es durch die tausendfachen Echo's wiederhallte.

Ein schwacher Schrei eines Kindes erhob sich in der Halde — und bald entdeckte man Iwan, der auf einer ziemlichen Höhe in dem ausgehöhlten Stamme geborgen war.

Gollovin preßte sein Kind im Uebermaße des Glückes an sein Herz — das Kind, welches seine ganze Liebe war und welches er sich entrißten glaubte.

Als die kleine Schaar sich darauf wieder in der niedrigen Hütte des Wölfejägers eingefunden hatte, und der brave Bachhuysen wieder zu sich gekommen war, fragte der Maler den Fürsten Gollovin, der nicht aufhörte, ihm alle Beweise der Freundschaft und der Dankbarkeit an den Tag zu legen, warum er so viele Leute zu so später Stunde vor seiner Hütte höre.

„Das ist darum, weil unser Herr diese Gegenden so verlassen will, wie er gekommen ist, das heißt unbekannt. Er scheint nicht begierig auf die Ansprachen Eurer Bürgermeister zu sein, und er wünscht Nichts lieber, als sich dieser Ehrenbeziehung entziehen zu können, die man ihm sicherlich beweisen würde, wenn man ihn kannte.“

Der Maler raffte alle Kräfte seines Geistes zusammen und sagte:

„Aber um's Himmels willen, wovon sprecht Ihr denn?“

— „Von Czars Peter, dem Großen, Kaiser von Rußland! . . .“

„Von dem verirrtten Reisenden, sagte Peter selbst, der sich der Lagerstätte des Malers näherte; von dem lästigen Besucher, dem du so wohlwollend die Gastfreundschaft geboten hast . . .“

„Und den ich mich unterfangen habe, für einen Narren zu halten,“ ließ der Jüngling darauf folgen.

„Und was denkst du nun darüber?“ fragte der Kaiser lächelnd.

„Ich denke, Sire, daß man sich nicht täuschen wird, wenn man sagt, daß Ihr ein großer Fürst werdet.“

„Und ich, antwortete Peter, „habe ich mich getäuscht, als ich vorher sagte, daß du der erste Maler eines Fürsten werden würdest?“

Und nach diesen Worten drückte er die Hand des Malers, und indem er einen Blick zum Abschiedsgruße in die Hütte warf, verließ er dieselbe.

Bald war der Hügel verlassen. Bei dem Aufsteigen des Morgenslichtes sah man eine Anzahl Wagen, die auf dem großen Wege hielten.

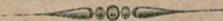
Drei Personen gingen nach einem der prächtigsten Wagen. Als Ludolf sich dazu anschickte, um in den Wagen zu steigen, ergriff ihn ein Offizier von dem Gefolge des Kaisers barsch beim Arme und fragte ihn zornig: „Wer bist du? Weißt du, was du thust?“

— „Der Maler Ludolf Bachhuysen,“ sagte mit stolzem Selbstgefühl der arme Künstler.

— „Der Freund des Kaisers!“ fügte Peter der Große hinzu.

Und in ungestümem Laufe führten die Pferde den großen Maler nach dem Norden, um dort durch seine erhabene Kunst zur Bildung und Veredelung des Volkes beizutragen. —

Carl Arenz.



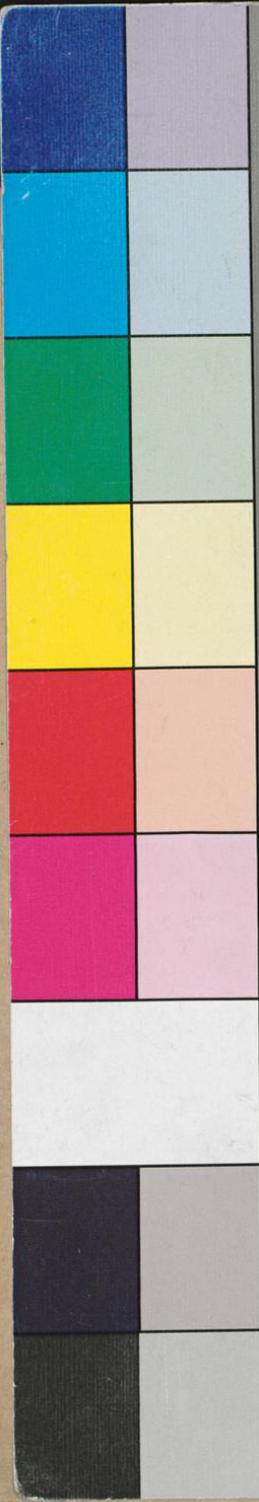
Inches
Centimetres

1 2 3 4 5 6 7 8
1 2 3 4 5 6 7 8

Farbkarte #13

B.I.G.

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black



1745
07

1745
20

